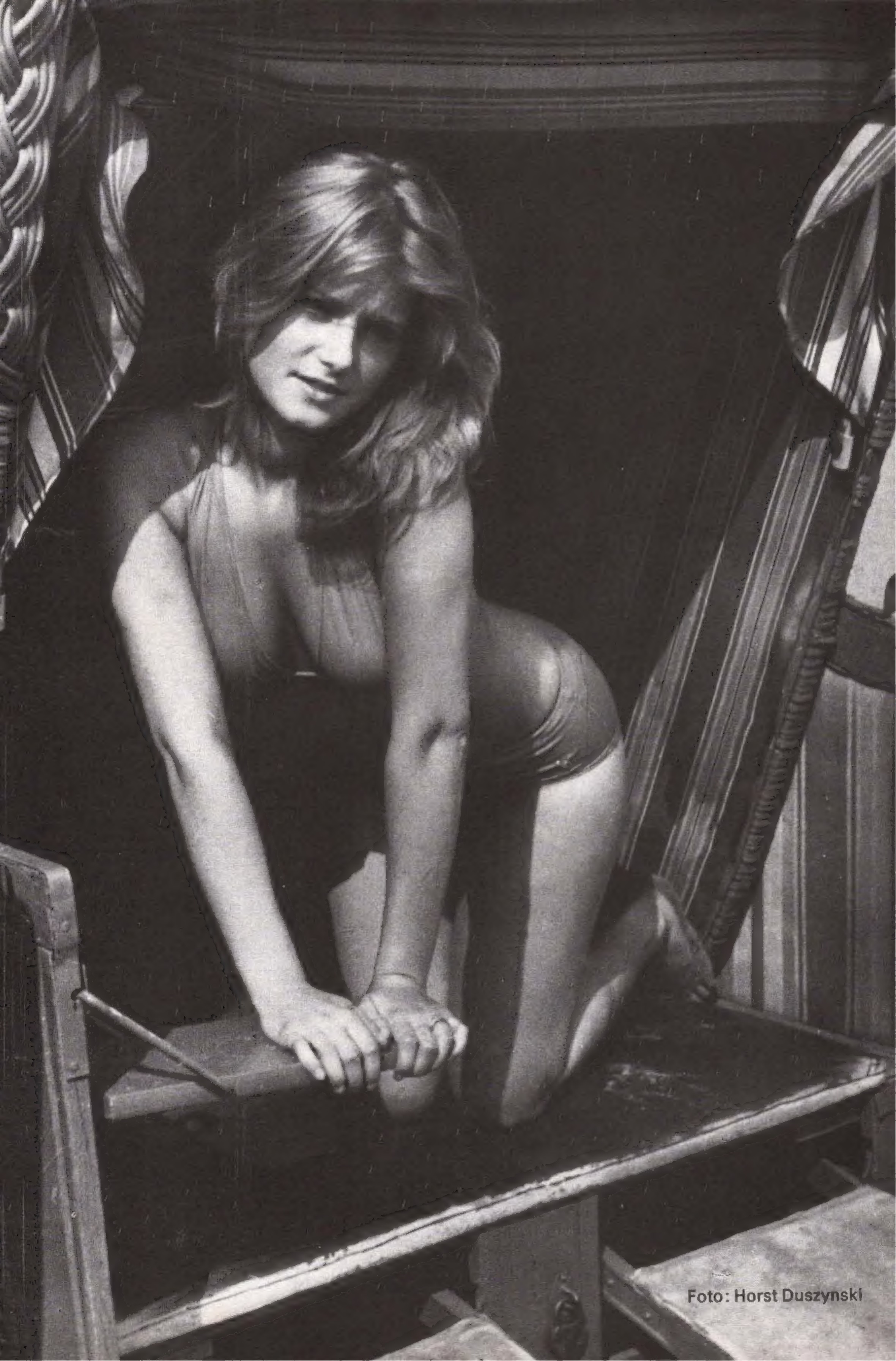


7

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1979


Foto: Horst Duszynski

Was ist Sache?

Wäre es nicht besser, im Frühsport nur eine leichte Morgengymnastik zu machen? Ingolf Kühn

Der Kompaniechef hat mein Radio eingezogen und will es mir erst bei der Entlassung zurückgeben! Soldat Klaus Wabel

Die Frühsport-Frage ist Ihnen gekommen, als Sie im Handbuch „Militärisches Grundwissen" lasen. Dies nämlich: Er soll belastungsintensiv gestaltet werden, mit etwa 60 bis 70% zur Höchstleistung, weswegen Dauerläufe über zwei bis vier Kilometer vorgesehen sind, Kraftübungen mit Panzer-Kettengliedern, Rundgewichten und Baumstämmen, das Überwinden von Hindernissen.
Harte Sachen also.
Sie gehen weit über eine „leichte Morgengymnastik" hinaus – und müssen es auch. Aus zwingenden Gründen, die sowohl im Lebensinteresse unserer sozialistischen Gesellschaft als auch jedes Soldaten liegen.
Warum?
Je gründlicher unsere Armee für den bewaffneten Kampf gerüstet ist, desto größer die Chance, ihn zu verhindern und den Frieden zu erhalten. Vielerlei Konsequenzen stecken dahinter. Ich will hier nur auf zwei Gesichtspunkte verweisen, die gerade für uns an der Nahtstelle der beiden Gesellschaftssysteme von besonderer Aktualität sind. Der erste: Längst ist die Zeit vorbei, da es genügte, nur einen Teil der Streitkräfte in ständiger Gefechtsbereitschaft zu halten; bei den Reichweiten moderner Kampfmittel und ihrer Vernichtungskraft, bei der unerhörten Massierung von NATO-Truppen nahe unserer Grenze müssen ausnahmslos alle Truppen jederzeit zu unverzüglichem Handeln bereit sein. Ein zweites ist der Zeitfaktor: Bei den außerordentlich hohen Fluggeschwindigkeiten von Raketen und Flugzeugen, bei den nahezu pausenlosen Manövern der Bundeswehr und der NATO für eine Aggression aus dem Stand heraus müssen wir buchstäblich binnen weniger Minuten fähig sein, die volle Gefechtsbereitschaft herzustellen und den Kampf zu führen.
Für den Soldaten heißt es demnach, so ausgebildet und trainiert zu sein, daß er auch aus der Ruhe heraus zu aktiven, mit riesigen Anspannungen an Geist und Körper verbundenen militärischen Handlungen übergehen kann. Bei Alarm, der ja jederzeit nicht nur Probe, sondern Ernst sein kann, ist es nun mal nicht möglich, sich erst in aller Seelenruhe den Schlaf aus den Augen zu reiben und langsam auf Touren zu kommen. Jeder muß schnell voll da sein. Stets kommt es darauf an, schneller und besser zu sein als ein Aggressor. Das aber will trainiert und erlernt sein, denn von nichts kommt nichts. Wer es im Frühsport nicht geübt hat, aus der Bettwärme in eine physische Belastungssituation zu springen und sie zu meistern, wird ähnlichen militärischen Aufgaben kaum voll gewachsen sein. Gerade darauf aber kommt es an.
Übrigens sollte man damit nicht erst anfangen, wenn man als Soldat mit Befehl dazu veranlaßt wird. Wie wäre es, um mit den Worten von Verteidigungsminister Armeegeneral H. Hoffmann vor dem VI. GST-Kongreß zu sprechen, wenn jeder „aus eigenem Entschluß jeden Morgen zwanzig Minuten Frühsport" triebe „oder sich regelmäßig im Überwinden von Hindernissen" übte, „ohne daß jedesmal einer hinter ihm steht und das fordert, sondern einfach aus der Erkenntnis und dem persönlichen Bedürfnis heraus, sich gesund zu erhalten fürs Leben und sich gleichzeitig fit zu machen für die Anforderungen, die ihn bei der Fahne erwarten"?

★

Was das Einziehen des Radios betrifft, so mischen sich hier Recht und Unrecht.
Mit Erlaubnis des Kompaniechefs kann in jeder Soldatenstube ein Rundfunkgerät aufgestellt und betrieben werden. Das Ihre war die Nr. 2, so daß dafür keine Notwendigkeit bestand und es in Verwahrung genommen wurde. So weit war alles rechtens.
Jedoch ist der Kompaniechef nicht befugt, es bis zu Ihrer Entlassung einzubehalten; dies käme einer Beschlagnahme persönlichen Eigentums gleich, die nur von den Militärjustizorganen verfügt werden kann. Folglich können Sie das Radio bei der nächsten Urlaubsfahrt zurückverlangen, um es mit nach Hause zu nehmen und dort zu lassen. In diesem Sinne sollten Sie noch einmal mit Ihrem Kompaniechef sprechen.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Italienische Märchen und 99mal Pfeifen

Wenn ihr in diesen satten Tagen auch nur die geringste Möglichkeit habt, euch auf Wiesen, an Stränden, auf Steinen, auf Parkbänken oder wo auch immer des verdienten Nichtstuns ausliefern zu können, so nutzt diese nur. Denkt an den Winter, den nächsten, der da ganz bestimmt kommt, oder gar an den vergangenen, der uns alle und alles ganz schön mitgenommen hat. Was hätten wir in dunklen Tagen für einen Sonnenstrahl gegeben! Also bietet die letzten blassen Stellen eures Körpers der Sonne zum Bräunen und Tanken. Und genau in diese Stimmung hinein passen Gorkis „Italienische Märchen und Erzählungen" vom Aufbau-Verlag. Ich könnte mir fast keinen interessanteren literarischen Urlaubszeitvertreib wünschen. In siebenjähriger italienischer Emigration nach der gescheiterten Revolution 1905 in Rußland schrieb Gorki sechs Romane, fünf Dramen und viele Erzählungen, darunter auch die über Italien, die er Märchen nannte. Die Naturschönheiten des Landes, die Freundschaft mit einfachen, lebensfrohen Menschen und die ständige Verbindung mit der russischen Heimat ließen Gorki diese teils selbst beobachteten, teils von einheimischen Fischern und Arbeitern gehörten Erzählungen schreiben. Beispiele für Parteiliteratur.

Beispiele ganz anderer Art schildern die folgenden zwei Werke des Verlages Das Neue Berlin. Obwohl zu sehr unterschiedlichen Zeiten verfaßt, sind sie doch in mancher Beziehung verwandt.

Ich meine F. K. Kauls sachliche Berichte über Kriminalfälle „Der Verteidiger hat das Wort" und Aldous Huxleys „Schöne neue Welt". Beim Lesen beider Bücher kommt man aus dem Staunen nicht heraus, was Manipulation in der bürgerlichen Klassengesellschaft vermag. Bei Huxley kann man z. B. bei einem Rundgang durch das „ZENTRALE LONDONER BRUTSTÄTTEN- UND KONDITIONIERUNGSZENTRUM" der „Produktion" von Menschen beiwohnen. Besonderer Knüller: das Bokanowskyverfahren, aus einem befruchteten Ei entstehen bis zu sechsundneunzig Lebewesen.

Der Vorteil? „Standardfrauen und -männer, in Einheitsserien. ‚Sechsundneunzig identische Zwillinge bedienen sechsundneunzig identische Maschinen!'." – Kann der Mensch da noch als solcher bezeichnet werden, wenn ihm schon von Geburt an die Möglichkeit genommen wird, eine Persönlichkeit zu werden? Huxley wollte bereits 1932 mit seinem bürgerlichen utopischen Roman vor dieser Erscheinung innerhalb der kapitalistischen Welt warnen. Bürgerlich deshalb, weil er keine Lösung aufzuzeigen vermochte.

Bei Kaul hat mich am meisten die Dokumentation über den Diebstahl im Schloß Sanssouci im Januar 1977 beeindruckt. Allerjüngste Geschichte also. Da werden in einer gut vorbereiteten Aktion kostbare Gemälde gestohlen und in die BRD geschleust. Als es nach der Aufklärung endlich zum Prozeß kommt, ist man als Leser kaum gewillt zu glauben, was in der bundesrepublikanischen Justiz möglich ist. Aber wie gesagt: Manipulation macht's möglich. Auch dieses scheint mir nicht uninteressant für lange Strandkorbtage.

Solltet ihr allerdings mehr für Wald und Wiese schwärmen, beides im Moment aber nicht griffbereit haben, so langt doch mal zu der einmaligen Scheibe „Von 01 bis 99" (Litera 865252). Fans haben mir hierfür übrigens schon ein erquickliches Sümmchen geboten, sollte ich mich von der Platte trennen wollen. Aber das nur nebenbei. Ich will euch nicht länger auf die Folter spannen. Es handelt sich um das Pfeifen unserer guten alten Dampfloks, eben die Serie der Reichsbahn von 01 bis 99. Beim Anhören dieser Platte ist euch nach kurzer Zeit, als ob ihr an einem kleinen Bahnübergang mitten im Erzgebirgischen auf einer Wiese liegt und Gänseblümchen kaut. Und dazu noch Vogelgezwitscher.

Etwas besinnlicher, ebenfalls Leckerbissen, aber natürlich nicht vergleichbare, sind die beiden Ausgaben von Beethovens Sinfonie Nr. 3 Es-dur op. 55 „Eroika" (Eterna 827122) unter Otto Klemperer mit einer Aufnahme des Philharmonia Orchestra London und die Sinfonie Nr. 6 F-dur op. 68 „Pastorale" (Eterna 827179); es spielt die Staatskapelle Dresden unter Herbert Blomstedt.

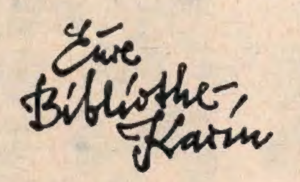
Ein ganz Vorbildlicher – sagt man – nutzt seine Urlaubszeit, um sich, wenn notwendig, auf die vorbildliche Bildung der anderen, z. B. seiner Soldaten, vorzube-



Die Illustration von Jiri Salamoun entnahmen wir dem Buch „Anna am Halse“ von Anton Tschechow, erschienen im Eulenspiegel Verlag.

reiten. Für diejenigen und alle, denen die Kunst im allgemeinen und einzelne Kunstgattungen im besonderen bei der Erziehung der Soldaten am Herzen liegen, bringt der Militärverlag der DDR in einer Übersetzung aus dem Russischen „Die marxistisch-leninistische Ästhetik und die Erziehung der Soldaten“ heraus. Weitere zwei Neuerscheinungen aus unserem Verlag will ich euch vorstellen. Waclaw Bilinskis „Das Spital am Kreuzweg“, eine bereits in der Heimat Polen verfilmte und mit zwei Preisen ausgezeichnete Erzählung. Verwundet liegt Oberleutnant Bednarczuk 1944 im Klosterspital einer kleinen ostpolnischen Stadt, wartet auf seine Genesung und damit auf seine Entlassung, um an die Front zurückkehren zu können. Während der eintönigen Stunden gehen seltsame Dinge vor im Krankenhaus. Da wird des Nachts ein neuer Patient in sein Dachzimmer gebracht. Gerüchte deuten an, es handele sich um den verfolgten Sohn des Chefarztes. Welche Rolle spielt die energische Oberschwester? Und Schwester Krystina, wird sie auch nach der Entlassung Bednarczuks Geliebte bleiben? Die andere Neuerscheinung, Iwan Stadnjuks „Krieg“, beschreibt die Situation in seiner Heimat kurz vor Beginn des Großen Vaterländischen Krieges gegen die faschistischen Barbaren. Das ist lesenswert. Die bewegten Tage von 1940 durchleben wir mit dem Helden dieses Romans, lernen seine Familie kennen, seine schöne Frau und die sechzehnjährige Tochter, die Genossen seiner Dienststelle, sehen, wie die komplizierten politischen Ereignisse der Zeit bis ins kleinste Detail des privaten Glücks reichen.

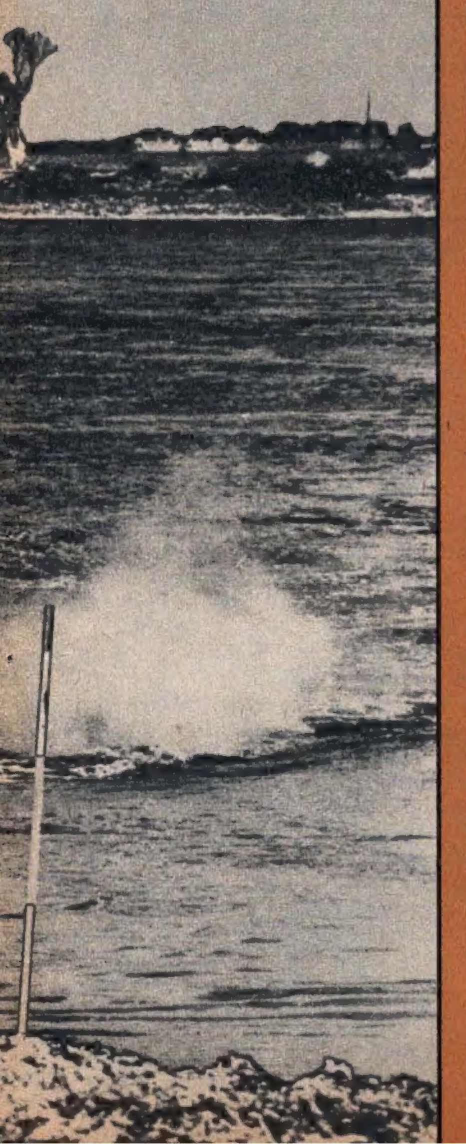
Was fehlt in meinem sommerlichen Angebot? Vieles, und hauptsächlich die Liebe. Worte darüber, unerschöpflich, neu geschaffen, selten in dieser inhaltlichen Fülle gelesen findet ihr in Pablo Nerudas Lyrikband „Aufenthalt auf Erden und frühe Gedichte“, zwischen 1925 und 1945 entstanden. Der fünfte Band innerhalb der „Ausgewählten Werke“ markiert aber auch den Weg Nerudas vom politisch Suchenden zum bewußt-engagierten Schriftsteller. Dem 75. Geburtstag des weltberühmten chilenischen Nobelpreisträgers am 12. Juli ist diese Neuerscheinung des Verlages Volk und Welt gewidmet. Davon überzeugt, daß die Gedichte in jeder Beziehung anregen und Urlaub, Dienst, Sommer und was immer dazu gehört, versüßen, ist



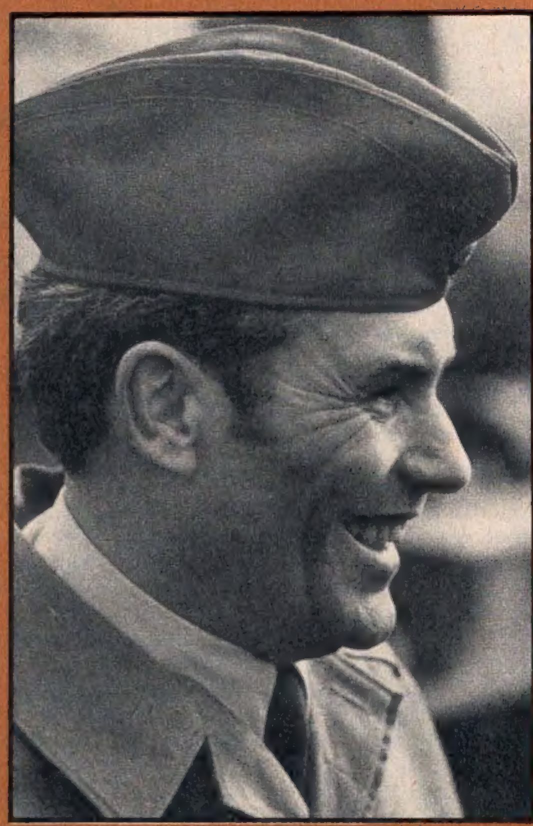


Immer tiefer taucht der Panzer in die schmutzig-braunen Fluten. Nur noch das Luftzuführungsrohr ragt aus dem Wasser. Wie von Geisterhand getragen strebt es dem jenseitigen Ufer zu. Mit einem Mal rührt es sich nicht mehr. Auch die an die Wasseroberfläche sprudelnden Auspuffgase fehlen. Motorstillstand!
Einer der am Ufer postierten Bergepanzer rollt in den Strom. Taucher springen vom Schlauchboot ins Wasser, um das Abschleppseil anzubringen. Rückwärts wird das steckengebliebene Fahrzeug herausgezogen. Noch rinnt und tropft es von Wanne und Fahrwerk, da reißen die Helfer die Fahrerluke auf. Vorsichtig heben sie den Fahrer heraus. Leblos baumeln dessen Arme herab. Das sieht man von der B-Stelle. Einer der Offiziere eilt so schnell er kann zum Ufer. Nur von dem Gedanken getrieben, Hilfe zu organisieren. Erschrocken stehen die Genossen um den Verunglückten herum. Es wird nach Sanitäter und Sauerstoffgerät gerufen. Ein Sanitätskraftwagen kommt in voller Fahrt vom Übersetzverbandsplatz herangefahren. Bereitwillig machen die Soldaten dem Offizier Platz. Einige kennen ihn. Er beugt sich über den Verunglückten. Gasvergiftung! Die Symptome sind eindeutig. Dazu hat der Unglückliche noch, beim krampfhaften Luftholen, die eigene Zunge verschluckt. Instrumente? Kurz entschlossen fährt der Offizier mit dem Finger in die Mundhöhle, holt mit Gewalt die Zunge nach vorn und beginnt von Mund zu Mund zu beatmen. Als Sauerstoffgerät und andere Hilfsmittel eintreffen, schlägt der Fahrer schon die Augen auf. Benommen schaut er auf die ihn umgebende Szenerie, was seinen Kommandanten zu neuem Selbstvorwurf anregt: „Hätte ich ihm nur nicht gesagt, wir hängen an der Strippe . . . !"
Der Kommandant kann sich alles zusammenreimen. Als ihr Motor stehenblieb, fehlte der

Druck der Auspuffgase, der größer als der Wasserdruck ist. Die dem heißen Motor entweichenden Kohlenmonoxydgase, schwerer als Sauerstoff, gelangten nicht mehr ins Freie, sondern konzentrierten sich im tiefsten Punkt der Panzerwanne. Eben dort, wo der Fahrer sitzt. Als er ihm über Bordsprechanlage von der erfolgten Ankopplung des Schleppseils berichtete, muß der entgegen aller Vorschriften die Maske seines Atemgerätes abgenommen haben. Vielleicht dachte er, was soll noch passieren . . . Diese Geschichte erzählten mir die Genossen des Verbandes Zeh. Der Offizier ist ihr Doktor.

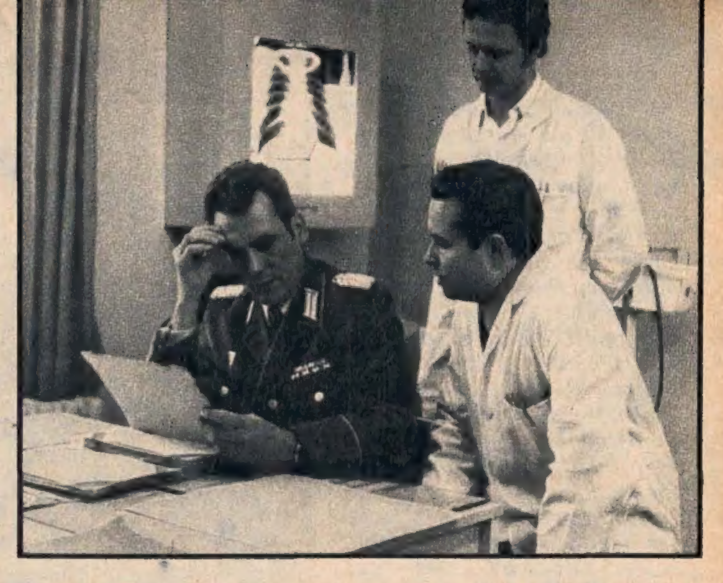


Oberst Medizinalrat Dr. Manfred Schlegel



ARZT UND MILITÄR

Später sitze ich ihm in seinem Dienstzimmer gegenüber. Ich berichte von meinen Erkundungen über seine Person. Gar nicht recht ist's ihm, daß seine Genossen dieser Selbstverständlichkeit noch immer solch große Bedeutung beimessen. Nur seine Pflicht habe er getan. Außerdem kam mit dem Sanitätskraftwagen ein Arzt seines Fachdienstes. Daß er zuerst den Patienten erreichte, reiner Zufall. Ich halte ihm entgegen, so zufällig empfänden es seine Genossen nicht. Sie hätten ihren Arzt in all den Jahren, in denen er sie betreue, immer bei der Truppe angetroffen. Wir einigen uns schließlich darauf, ich erzähle alles, was mir seine Genossen über ihn als bedeutsam mitteilten. Er wiederum wolle dies kommentieren. Wiedergeben werde ich seine Worte in meinem Report in kursiver Schrift.



Im Stationszimmer überprüft Oberst Medizinalrat Dr. Schlegel, ob die Bestimmungen des vorgegebenen Behandlungsspektrums am Patienten eingehalten werden und ob der Krankheitsfall auch dem Profil, also den Möglichkeiten des Med.-Punktes entspricht.

Diese Episode habe ich allerdings von ihm selbst. Da bewirbt sich 1958 der eben zum Unterleutnant ernannte Absolvent der Feldscherschule Manfred Schlegel um Aufnahme als Student an der Militärmedizinischen Sektion der Greifswalder Universität. Der in drei Jahren erworbene Abschluß als Feldscher ist keine Empfehlung an die gestrenge Aufnahmekommission. Eine Stunde lang bearbeitet sie Manfred Schlegel. Er möge sein Berufsziel als Feldscher sehen und sich nicht auf das eventuell ungewiß auslaufende Studium orientieren. Er solle nur mal bedenken, wie viele Tausende Mark seine eben erst abgeschlossene Ausbildung den Staat gekostet hat. Man könne es sich nicht leisten, Geld so zum Fenster hinauszuwerfen. Ist es so? Der Arbeiterjunge läßt nicht locker. Er versteht ja die gestrengen Genossen und die Situation. In den Gründerjahren der NVA reichten die Militärmediziner nicht hin und nicht her. Der Spatz, sprich Feldscher, in der Hand war da eben mehr wert als die bekannte Taube, sprich Arzt, auf dem noch nicht erreichten Dach. Schließlich darf Manfred Schlegel aber doch studieren. In der zweiten Hälfte der 60er Jahre ist er nach Staatsexamen und erfolgter Facharztausbildung Regimentsarzt im Truppenteil „Fritz Weineck".

„Es war eine gute Zeit dort im Regiment, eine wertvolle Zeit. Eigentlich erst da begriff ich das militärmedizinische ABC. Ich wurde sicherer in der Beurteilung der Grenzfälle, gesund oder krank."

Eines Tages wird ein Mann aus der Ausbildungskompanie in sein Sprechzimmer getragen. Er sei während des Exerzierens in Ohnmacht gefallen. Manfred Schlegel leitet alles Nötige ein, denn alle Anzeichen einer Bewußtlosigkeit sind gegeben. Er überprüft Blutdruck, Puls, Atemfunktion, Reflextätigkeit – der Kreislauf des Patienten ist stabil. Nun wird er stutzig. Doch der Mann liegt immer noch bewegungslos auf dem Behandlungstisch. Darauf schickt Manfred Schlegel das gesamte Personal aus dem Sprechzimmer, bleibt allein beim Patienten, um nach einer Weile laut auftretend zur Tür zu gehen. Er öffnet und schließt sie so, als sei er hinausgegangen und dreht sich schnell um. Dabei ertappt er den Bewußtlosen, wie der zur Tür schielt. Das Wunder der Heilung vollendet der Befehl: Aufstehen! Der „Bewußtlose" befolgt ihn enttäuscht, aber willig.

„Einige Genossen haben vor dem Wehrdienst einfach zu wenig Sport getrieben. Die Angst vor dem Ungewohnten, den vielleicht nicht zu schaffenden Anstrengungen, läßt dann immer mal einen auf solch verrückte Ideen kommen. Man kann ihnen aber helfen."

Im Regiment sinkt der durchschnittliche Krankenstand von 1,8 auf 1,2 Prozent. Praktiziert sein Arzt mit neuen wissenschaftlichen Methoden? Bestimmt nicht. Neu ist nur, daß er einiges nicht dem Selbstlauf überläßt. Da steht er eben früh im Waschraum und verlangt, daß Wasser Zugang zum freien Oberkörper hat. Nur so kann man sich abhärten. Er drängt bei den Vorgesetzten auf richtigen und kontinuierlichen Frühsport für alle. Er kümmert sich darum, daß die Soldaten zweckmäßig angezogen sind und sich nicht etwa bis zur Bewegungslosigkeit einmummen. Er kontrolliert mit dem ihm im Truppenteil unterstellten medizinischen Dienst die Überwachung der physischen Anforderungen in der Gefechtsausbildung und organisiert vorbereitendes Konditionstraining.
Besonders in den Tagen der Frühjahrs- und Herbsteinberufungen in das Regiment schaut er sich jeden der neuen Genossen an. Die physisch leistungsschwachen registriert er bereits für sich. Kaum, daß die Grundausbildung anläuft, sind es gerade sie, die zur Sprechstunde kommen. Die Therapie für sie ist dosierte Belastung in Absprache mit dem Sportoffizier, der gesonderte Leistungsgruppen bildet, und schon beim Frühsport diesen Patienten des Regimentsarztes heilsame Medizin in Form bestimmter Übungen verabreicht.



Die aus drei Fachärzten für Allgemeine Medizin, einem Facharzt für Innere Krankheiten und einem Neurochirurgen zusammengesetzte Gutachterärztekommission im Standort-Med.-Punkt tagt. Sie befindet über den Grad der Wehrdiensttauglichkeit nach einem Unfall. Im Leiter ihres Fachdienstes, der seinen Kontrollgang unterbricht und an der Beratung teilnimmt, finden die Militärmediziner einen einfühlsamen und erfahrenen Kollegen, dessen Urteil ihnen bei der Entscheidung hilft.

„Schließlich sind wir in der Armee, um Dienst zu tun und nicht um krank zu sein. Gesunde junge Männer werden einberufen. Es liegt an ihrer persönlichen Disziplin und der Ordnung, die von den Vorgesetzten durchgesetzt wird, daß sie gesund bleiben. 0,6 Prozent weniger Kranke sind auf das Jahr berechnet viele Armeeangehörige mehr, die an der Gefechtsausbildung teilnehmen können."

Nun gibt es aber auch Krankheiten, deren Symptome man nicht sieht. Der Patient fühlt sie nur, aber nicht als körperlichen Schmerz. „Liebeskummer wirft den stärksten Mann um", sagt der Volksmund. Manfred Schlegel schickt diese Kranken nicht aus der Sprechstunde weg. Aufmerksam liest er die Briefe, die ihm vertrauensvoll mit zitternder Hand gereicht werden. Geduldig hört er zu, wenn sich einer alles von der Seele redet. Vor allem will er nicht nur den einen, sondern auch den anderen Partner hören. So wird manche Sprechstunde bei ihm zur regelrechten Eheberatung.

„Zur Zeit der Einberufung erleben die jungen Männer meist ihr erstes Verhältnis, oder sie haben gerade geheiratet. Noch konnten sich diese Beziehungen nicht stabilisieren. Die Zeit reichte nicht, sich gründlich kennenzulernen, voneinander eine Meinung zu haben. Da ist Trennung eine große Belastung. Der männliche Partner erträgt das leichter. Die Umstände seines Dienstes bringen ihn seltener in Versuchung. Die Sehnsucht der Frauen nach Zärtlichkeit ist naturbedingt größer. Schon verständnisvolle Worte eines Dritten steigern sie. Der Wunsch nach Partnerwechsel ist da. Diese Frauen und Mädchen habe ich zu mir gebeten. Ihren Partner habe ich ihnen immer erst als Soldaten geschildert. Welche Rolle ihm da zukommt und welche Verpflichtung er damit übernommen hat. Die Partner eines Liebesverhältnisses sollten die Nützlichkeit des anderen kennen und begreifen, auch über ihre Beziehungen hinaus. Dann übersteht das Verhältnis auch Belastungen. Die meisten jungen Frauen haben mich verstanden."

Deutlich sagt er es manchem Heißsporn auch als Arzt. Die Medizin kennt keine gesundheitlichen Schäden, die sich aus der zeitlichen Trennung der Partner und der damit verbundenen Enthaltsamkeit ergeben. Wer vorher gesund ist, bleibt gesund.
Schon als Praktikant im gleichen Truppenteil hatten es ihm die Tankisten angetan. Jetzt als Regimentsarzt behält er sich ihre spezielle medizinische Betreuung vor. Er begleitet sie als Arzt, wenn sich die jungen Panzersoldaten auf die Unterwasserfahrt vorbereiten, sie an das Atemgerät gewöhnt werden und im Flutturm das Aussteigen aus einem im Wasserhindernis steckengebliebenen Panzer üben. Um da überhaupt herauszukommen, muß der Panzer geflutet werden. In dem Turm läßt sich dies simulieren. Die Genossen sitzen dann im nachgebildeten Panzerturm, erleben, wie ihnen das Wasser langsam bis zum Halse steigt und darüber hinaus. Für alle Fälle haben sie einen Hammer bei sich. Geben sie Klopfzeichen, wird die Prozedur sofort eingestellt. Als es bei einem Training schon das fünfte Mal klopft, um zu verhindern, daß Wasser überhaupt nur über die Gürtellinie steigt, klettert Manfred Schlegel selbst in den Turm. Legt das Atemgerät an und gibt Zeichen zum Füllen, dann zum Fluten. Keiner greift zum Hammer, als das Wasser steigt. Ohne Hast treiben alle der geöffneten Luke zu, zuletzt der Arzt. An diesem Tage und auch später, wenn Manfred Schlegel dabei ist, greift keiner mehr zum Hammer, ohne daß es nötig wäre.

„Sie erlebten diese Prozedur wirklich das erste Mal. Trotzdem, Tankisten sind harte Jungens. Sie hatten immer den niedrigsten Krankenstand im Regiment. Sie dissimulierten lieber, um die anderen drei der Besatzung nicht im Stich zu lassen. So stabilisierend wirken vorhandene Kollektivbeziehungen auf den Willen, sich nicht gehen zu lassen."

Was ist ein Sanitätsbataillon? Ein sich auf Rädern fortbewegendes Krankenhaus? Eine mobile Unfallklinik mit Spezialabteilungen? Oder eine militärische Einheit



Bergung eines Geschädigten mit einer Kopfverletzung. Während der laufenden Ausbildung prüft Oberst Medizinalrat Dr. Schlegel das Verhalten einer Panzerbesatzung in solch einer Situation. Er spielt es mit ihnen durch bis zur Übergabe an Kräfte des medizinischen Dienstes.

mit spezieller Aufgabenstellung? Nicht von jedem etwas, alles muß es sein. Denn wenn solch ein Verbandsplatz entfaltet ist, erhält der Geschädigte hier qualifizierte medizinische Hilfe in vollem Umfange, werden hier komplizierte, lebensrettende Operationen und Behandlungen durchgeführt.
Anfang der 70er Jahre wird Manfred Schlegel Kommandeur des Sanitätsbataillons seines Verbandes. Sicher war diese Entscheidung von seinen Vorgesetzten überlegt. Für Manfred Schlegel kommt sie von heut auf morgen. Dazu wenige Wochen vor einer Winterübung, in der die Variante der vollen Entfaltung des Bataillons durchgespielt werden soll.
Die Transportbasis solch eines Bataillons sind über ein halbes Hundert verschiedener Fahrzeuge. Was ist, wenn Fahrzeuge ausfallen? Welche für eine Operation nötigen Geräte und Instrumente fehlen dann? Schon zu wenig Wasser zu haben, kann die Ärzte unfähig machen, zu helfen. Fragen, die sich Manfred Schlegel in den Tagen der Vorbereitung immer wieder stellt. Sofort stoppt er die laufende theoretische Ausbildung und läßt seine Kraftfahrer auf der Fahrschulstrecke vor der Stadt trainieren. So sehr er sich müht, er schafft es nicht, vorher noch alle „Bauteile" des Verbandsplatzes selbst in Augenschein zu nehmen. Obwohl sie alle wissen, was bevorsteht. Das Alarmsignal schreckt sie doch in jene Hast, die sich erst legt, wenn alles rollt. Am Kasernentor läßt Manfred Schlegel das gesamte Bataillon an sich vorbeifahren. So wie sie vorbeikommen, geben ihm die Kraftfahrer mit dem Daumen jenes Zeichen, was soviel heißt: Wir machen das schon, Kommandeur!
Es wird sich lohnen, mit jedem persönlich gesprochen zu haben, denkt er dabei.
Erst Regen, dann Schnee. Naß und glitschig sind die Straßen, aufgeweicht die Kolonnenwege. Manfred Schlegel steht mehr auf dem Trittbrett als er in seinem Kübelwagen sitzt. Endlich erreichen sie den zugewiesenen Konzentrierungsraum. An der Einfahrt wirft es einen der Wasserwagen um. Manfred Schlegel bleibt dabei, bis er wieder aufgerichtet ist, kein Fahrzeug soll ihm verlorengehen. Vorerst hat das Bataillon Ruhe. Alle haben Deckungen bezogen, die Tarnung ist erfolgt. Doch erst auf das Drängen des Stabschefs hin: „Wenn man keine Aufgabe hat, dann schläft man auch mal!", legt sich Manfred Schlegel hin. Leider wird er nur Zeuge vom tiefen Schlaf seines Politstellvertreters und des Stabschefs.

„Ich lag auf dem Rücken und habe mir ausgemalt, was alles passieren könnte. Aber Angst ist mir im Prinzip ein Fremdwort. Hätte ich sonst damals als Boxer von über 50 Kämpfen nur drei verloren und keinen unentschieden beendet? Wer diesen Sport kennt, weiß, niemand ist einsamer als der Boxer im Seilquadrat. Er hat nur seine Fäuste. Als Kommandeur des Bataillons war ich nicht allein. Ich hatte einen Stab zur Seite. Genossen, Offiziere und Ärzte, und meine Soldaten. Es war wohl die ungewohnte und noch nicht überschaubare Verantwortung, die mich nicht zur Ruhe kommen ließ."

Das Bataillon entfaltet den Verbandsplatz. Zelte werden aufgerichtet, Stromaggregate installiert, Kabel verlegt, Geräte montiert, Instrumente ausgepackt und Feldküchen angeheizt. Nur noch die Geschädigten fehlen.
In den Gefechtsübungen stellt sich der Gegner mittels Pappscheiben und Imitationsdetonationen dar. Auch Geschädigte werden imitiert. Quicklebendigen Soldaten wird von Schiedsrichtern mitgeteilt, daß sie Schußbrüche und andere Verletzungen hätten. Die Kommandeure haben nun die Pflicht, diese Genossen dem Verbandsplatz zur Betreuung zu übergeben. Aber, da die ja alle noch laufen können und man gern seine Truppe beieinander hat, werden die Sanitäter, die sich der „Schußbrüche" bemächtigen wollen, einfach abgewiesen.
Also steigt Manfred Schlegel wieder selbst ins Fahrzeug und holt sich die „Schußbrüche". Er bekommt sie.



Auf dem Schießplatz. Haben alle ihre persönlichen Verbandsmittel, ist ihre Verwendbarkeit noch garantiert? Ab und zu kontrolliert dies der Leiter des medizinischen Dienstes des Verbandes selbst. Die Vorgesetzten könnten es nicht oft genug tun.

Er tritt den Kommandeuren nicht als Arzt schlechthin, sondern als Militär gegenüber. Sein Argument: Verlangt gefechtsnahe Ausbildung nicht auch, in der Lage zu sein, mit verringertem Personalbestand weiter auf dem Gefechtsfeld zu bestehen?

„Die von uns an diesem Nachmittag versorgten ‚Geschädigten' erlebten, daß hinter ihnen ein medizinischer Dienst steht mit moderner Ausstattung und dessen Personalbestand gut ausgebildet und fähig ist, unter feldmäßigen Bedingungen das Leben und die Gesundheit der Kämpfer zuverlässig zu schützen. Diese Gewißheit stärkt die Kampfmoral und Risikobereitschaft."

Alle Aufgaben erfüllt das Sanitätsbataillon während dieser Übung mit Gut. Am Ende der Übung wird Manfred Schlegel durch den Chef des Militärbezirks mit einer Prämie belobigt. Diese Übung, in die er nicht nur als Arzt, sondern auch als Kommandeur einer Einheit ging, wird er nie vergessen.

„Überhaupt, die Zeit im Sanitätsbataillon war die schönste. Es war unmittelbare Arbeit mit den Menschen. Ich war für alles verantwortlich."

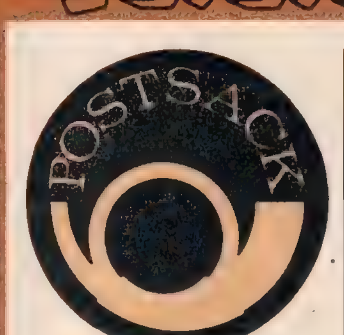
Sagt dies Oberst Medizinalrat Dr. Manfred Schlegel mit ein wenig Wehmut? Es dürfte ihm doch, jetzt in den Jahren, als Leiter des medizinischen Dienstes seines Verbandes nicht an Verantwortung und Arbeit fehlen. Gewiß. Ich erfahre, daß er diesen Fachdienst unter garnisons- und feldmäßigen Bedingungen so zu organisieren hat, daß dessen Gefechtsbereitschaft gewährleistet ist; er die im Verband tätigen Ärzte anleitet, und dafür sorgt, daß jedem Armeeangehörigen die nötige medizinische Hilfe zuteil wird. Vor allem auch dann, wenn sie nur noch in Spezialkliniken möglich ist. Von seinen Genossen weiß ich, er zögert da nicht eine Sekunde. Dreimal schon hat er in kürzester Zeit einen Hubschrauber herangeholt und so schwer erkrankten oder verunglückten Genossen geholfen.

Und weiter würde er darauf achten, daß nicht soviel auf den medizinischen Dienst abgedrängt werde. Nun, der Genosse Oberst hat doch nie Arbeit von sich geschoben? Keiner der Genossen mit denen ich vorher gesprochen hatte, deutete so etwas auch nur an. Im Gegenteil, er soll sich auch um die Arbeit anderer mitgesorgt haben. Wie er dies „nicht auf seinen Fachdienst abdrängen" meine, frage ich.

„Jeder Vorgesetzte ist für die Gesundheit der ihm anvertrauten Armeeangehörigen verantwortlich. Nicht der medizinische Dienst schützt vor Krankheiten und Unfällen, sondern die für das Zusammenleben vieler Menschen auf engem Raum nötige Hygiene und die Einhaltung der Dienstvorschriften im Umgang mit Bewaffnung und Technik. Unser Dienst kann nur helfen, solchen Schaden wieder gut zu machen. Auch können die Sanitätsinstrukteure der Bataillone oder die Sanitäter der Kompanien nicht überall sein, weder während einer Übung noch im realen Gefecht. Ob bei Unfällen oder Schädigungen im Gefecht, immer drängt die Zeit. Nur auf die Selbst- und gegenseitige Hilfe vorbereitete Soldaten werden in kritischen Momenten sich oder dem Nebenmann das Leben retten können. Die Bergung des Geschädigten, das rechtzeitige Blutstillen oder die Anwendung von Gegengiften bei Befall mit chemischen Kampfstoffen will geübt sein. Dies zu organisieren, ist Pflicht der Vorgesetzten."

Wenn Oberst Medizinalrat Dr. Schlegel also immer wieder dort, wo es nötig ist, den Finger auf „wunde" Stellen legt, so wissen die Genossen des Verbandes Zeh, es geschieht aus der Erfahrung eines Militärmediziners heraus, der eben Arzt und Militär ist.

Text und Bild: Oberstleutnant E. Gebauer
Fotografik: Karin Gebauer



Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Vignetten: Klaus Arndt

MAD?

Welche Aufgaben hat der Militärische Abschirmdienst (MAD) in der BRD?
Michael Claus, Karl-Marx-Stadt

Er ist ein Geheimdienst der BRD unter Leitung des Amtes für die Sicherheit der Bundeswehr. Der MAD dient hauptsächlich der Bespitzelung demokratischer Kräfte und der Spionage gegen die sozialistischen Länder. Damit hilft er den militärischen Machtapparat im Lande zu sichern und übernimmt wichtige Aufgaben innerhalb der NATO.

Das Aprilheft

...war wieder ein echter Knüller. Als ich den Beitrag „Gefechtsnah – hautnah?" gelesen hatte, fühlte ich mich wirklich hautnah mit dem Soldatenleben verbunden.
Gunter Riese, Weimar

Besonders gut fand ich die Antwort von Oberst Freitag auf die Frage, ob es die Verlobte etwas anginge, was ihr Liebster bei der Armee macht. Bei meinem Verlobten und mir ist das klar. Trotzdem werde ich ihn gleich mal fragen, ob ihm meine Briefe Kraft und Mut geben und ihm helfen.
Kerstin Brumm, Frankfurt (Oder)

Die AR ist große Klasse. Sehr gefallen hat mir der Beitrag „Der Erstling steht in Monino".
Peter Faßhold, Pretzsch



Die richtige Lösung

...der Fragen, die unser Preisausschreiben in Heft 6/79 bereithielt, mußte lauten: 1 B, 2 B, 3 A, 4 B, 5 B, 6 C, 7 A, 8 C, 9 B, 10 B. Die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 9/79.



Von dem Mädchen

...auf Seite 57 der AR 3/79 hätte ich, wenn es geht, gern die Adresse!
Stabsmatrose Gerd Laske

Leider „geht" das nicht. Wir sind nicht befugt, Namen und Anschriften von Fotomodellen mitzuteilen.

Gesucht werden

...alle Genossen, die unter Oberleutnant Laasch auf dem MLR-Schiff 163 der Volksmarine gedient haben und im November 1959 in die Reserve versetzt wurden. Es geht um ein Treffen der damaligen Besatzung.
Meister d. R. Helmut Machner, 8601 Techritz, Nr. 19

...alle ehemaligen Lehrlinge der Gewerblichen Berufsschule Köthen, die heute Berufssoldaten sind.
Kommunale Berufsschule „Ernst Schneller", 437 Köthen, Augustenstr. 1

Olimpia Panciu

...heißt die Interpretin auf unserem Rücktitelbild. Besonders bei der Jugend ihres Heimatlandes Rumänien sehr beliebt, findet ihre Art, gefühlvolle und auch rockige Titel eigenwillig darzubieten, viel Zuspruch. Mit Erfolg nahm sie am internationalen Schlagerfestival „Goldener Orpheus" teil. „Gern würde ich auch einmal in ‚RUND' oder im Fernseh-Jugendklub in der DDR auftreten", wünscht sich die charmante Bukaresterin, die bisher „noch keine Zeit zum Heiraten" hatte. Kein Wunder, wenn sie ihre meiste Freizeit



ihrem Hobby Malen widmet! Autogramm-Adresse: Olimpia Panciu, **Bucuresti**, Str. Cornelia Nr. 9, Sector 5, SR Rumänien.

Echt Spitze

...ist das Armeemuseum in Dresden, weil man sich wirklich was angucken kann, ohne mit Sprüchen, Zitaten und Zeitungsausschnitten totgeschlagen zu werden.
Martin und Werner Geffel, Neubrandenburg

Liebe oder „Abenteuer"?

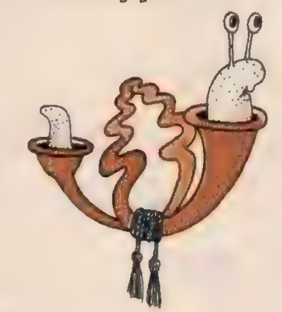
Mir hat der Brief von Renate Peschenz (AR 4/79, Seite 14) sehr gut gefallen, vor allem ihre offene Meinung. Die Armeezeit meines Mannes fällt auch mir sehr schwer, da ich mit meiner Tochter allein bin.
S. Mathiske, Rhinow

AR veröffentlicht im nächsten Heft auf zwei Seiten weitere Auszüge aus den dazu eingegangenen Leserbriefen.

Nachforschung

Meine Frau hat mir einen Brief geschrieben, dem ein wichtiges Dokument beigelegt war. Er ist bei mir nicht angekommen. An wen kann ich mich wenden?
Soldat Rainer Postel

Einen Antrag auf Nachforschung kann nur der Absender, also Ihre Frau, stellen. Die Nachforschung ist gebührenfrei, wenn die Deutsche Post Anlaß dazu gegeben hat.



Suchanzeige

Zum 30. Jahrestag der DDR soll unsere Betriebsschule für Landwirtschaft des Kreises Wurzen den Namen Etkar André erhalten. Wir suchen daher Truppenteile und Kollektive, die den Namen des Widerstandskämpfers tragen. Bitte schreiben an:
Barbara Große, Klasse AM 78c, 725 Wurzen, Kantstr. 1

Langzeitleser

Ich lese die AR seit ihrem Erscheinen ziemlich regelmäßig. Da ich seit 1952 in den bewaffneten Organen meinen Dienst leiste, hat die Serie „Was einem so in die Hand kommt" manche Erinnerung geweckt. Dieser Beitragsfolge zolle ich meine Anerkennung.
Major Hubert Marzahn

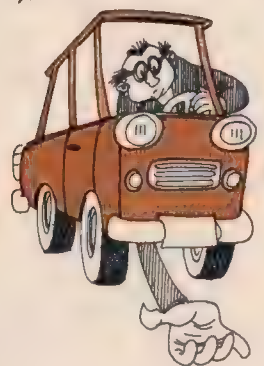
Dankeschön!

Beim Schnee-Einsatz unserer Einheit in Prenzlau zog ich mir eine Lungenentzündung zu und mußte ins Lazarett. Möchte mich auf diesem Wege für die gute Behandlung und Betreuung bedanken, besonders bei Oberstleutnant Dr. Schwanitz.
Soldat Harry Dienert

Schadenersatz?

An einem Freitag sollte ich in VKU fahren. Da ich allerhand Gepäck hatte, kam mein Vater mit seinem Trabant, um mich abzuholen. Er war 70 km gefahren. Doch umsonst, denn am Morgen war mir mitgeteilt worden, daß etwas dazwischen gekommen sei und ich nicht in Urlaub fahren könne. Kann mein Vater für die unnütz verausgabten Benzinkosten Schadenersatz fordern?
Soldat W. Kriesigk

Nein, darauf besteht kein Rechtsanspruch.



Soldatenpost

. . . wünschen sich: Uta Ladwig, 2721 Wamckow, Postfach 23 – Martina Kral (20), 7806 Grünewalde, Wehrstr. 3 – Karin Arnold (19), 6503 Gera-Langenberg, Zeitzer Str. 7 – Simona Bergmann, 9501 Zschocken, Hauptstr. 55 – Inge Chucher, 9501 Zschocken, Hauptstr. 57 – Andrea Meißel, 9501 Zschocken, Wilhelm-Zierold-Weg 8 – Barbara Dittner (19), 252 Rostock, Makarenkostr. 13 – Cordula Lange, 7551 Radensdorf, Nr. 25 – Angela Buschmann (18), 7251 Meltewitz, Luppaer Str. 1 – Elke Weber (18), 7251 Luptitz, Siedlung 4 – Sabine Otto (18), 7251 Kuknitzsch, Dorfstr. 40 – Angela Seibert (17), 409 Halle-Neustadt, Bl. 066 ZLWH Zi. 419 – Elke Förtsch (17), 65 Gera, LWH-HPA, Zi. 4 – Kerstin Lubbecke (17) und Michaela Gauditz (18), 301 Magdeburg, Otto-Nagel-Str. 1/2 I/33 – Bärbel Werner (17), 6821 Oberkrossen, Nr. 11 – Carmen Skupin (18), 3561 Jeebel – Karola Schilling (19) und Margit Schmidt (19), 756 Wilhelm-Pieck-Stadt Guben, Friedrich-Schiller-Str. 25/6 – Elfi Göpfert (17), 9527 Thurm, Schneeberger Str. 15 – Renate Bilke (17), 9527 Thurm, Hauptstraße 33b – Carmen Göpfert (17), 9527 Thurm, Ernst-Thälmann-Str. 1 – Corina Schöps (17), 65 Gera, LWH-HPA Zi. 5 – Ute Borchert (18) und Vera Müller (18), 259 Ribnitz-Damgarten I, „VEB Faserplattenwerk", Internat, Zi. 421 – Heidi Jahn (20), 63 Ilmenau, Robert-Koch-Str. 46.
Mit Berufssoldaten möchten korrespondieren: Viola Klingenhagen (20), 25 Rostock, Max-Planck-Str. SWH III/207 – Roswitha Gröger (25), 521 Arnstadt, Arnsbergstr. 23.

Flugzeugträger

Wie lang ist der amerikanische Flugzeugträger „Nimitz" und wieviel Flugzeuge hat er?
Jürgen Bahr, Prenzlau

Länge: 332 m. Breite: 76,8 m. An Bord befinden sich 90 Flugzeuge und vier Katapulte. Besatzung: 6290 Mann.

GSSD-Zeitung

Hat die Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland eine eigene Zeitung?
Matrose Klaus Wöhnke

Ja. Sie heißt „Sowjetskaja Armija" und erscheint als Tageszeitung.

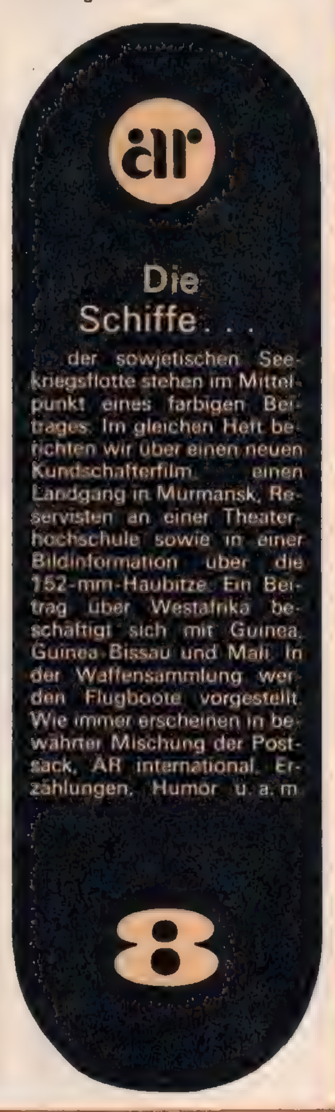
Bulgarische Militärakademie

Welchen Namen trägt die Militärakademie der bulgarischen Volksarmee?
Oberleutnant H. Eisner, Gera

G. S. Rakowski (1821–1867). Er war ein hervorragender Revolutionär und der erste Militärtheoretiker Bulgariens.

Meine ersten Erfahrungen

Ihr wißt ja alle, wie einem zumute ist, wenn man so einen kleinen grünen Zettel ins Haus bekommt, auf dem zu lesen ist: Einberufungsbefehl. Mit diesem Gefühl bin ich also in den Zug gestiegen und bei den Panzern gelandet. Nachdem ich die Grundausbildung besser als erwartet überstanden hatte, kamen wir, die neuen Hugos, in die einzelnen Besatzungen. Mein erster Eindruck von meinen Mitkämpfern war ganz okay und ich war gespannt, wie das so im Panzer werden würde. Bald merkte ich, daß ich als neues Besatzungsmitglied akzeptiert und nicht wie das fünfte Rad am Wagen behandelt werde. Mit meinen vielen Fragen konnte ich mich an meine neuen Kampfgefährten guten Mutes wenden. Besonders habe ich mich beim ersten Schießtraining gefreut. Ich hatte noch nie einen MG-Gurt eingelegt und mußte das nun gleich im Halbdunkel bringen. Nach aufgeregtem Gefummel konnte das Schießen endlich losgehen. Dann – nach ein paar Schuß war's aus und ich habe schon mit dem schlimmsten Donnerwetter gerechnet. Als alle ganz ruhig reagierten, war mir klar, daß man sich darauf eingestellt hatte, daß ich halt alles erst lernen muß. So lernten wir uns langsam kennen. – Daß der sonntägliche Frühschoppen wegfällt, zumindest normalerweise, oder die wöchentliche Disko, ist ja klar. Aber wer sich für Sport interessiert, und das nicht nur vorm Fernseher, der kann auch ein gesellschaftliches Interesse erfüllen. Denn körperliche Fitneß gehört auch dazu, einen Panzer gut führen und bedienen zu können. Auch das Interesse am aktuell-politischen Weltgeschehen ist ganz nützlich, wenn man wissen will, warum man eigentlich hier ist. Die Erfüllung unserer Aufgabe verlangt uns oft große Anstrengung ab, die sich doch aber für uns alle wieder auszahlt. Ich werde jedenfalls versuchen, hier zu lernen, was ich wissen muß, und so die 18 Monate, inzwischen weniger, gut zu nutzen.
Soldat Egbert Zinner





AUFRUF AN ALLE AR-LESER:

Spenden für die Solidarität

Vielen wird sie aus den Vorjahren bekannt sein, weil viele schon dabeigewesen sind: Die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten von Presse, Funk und Fernsehen auf dem Alexanderplatz. Die inzwischen zur Tradition gewordene Veranstaltung wird von der Bezirksorganisation Berlin des Verbandes der Journalisten der DDR (VDJ) organisiert, dem auch wir Mitarbeiter der „Armee-Rundschau" angehören. Und selbstverständlich sind auch wir am 31. August 1979 wieder dabei, wenn die nächste Solidaritätsaktion startet. Jeder, der an diesem Tag in unserer DDR-Hauptstadt ist oder sein kann, ist herzlich eingeladen, uns zu besuchen. Wir stellen uns Ihren Fragen und bieten Plakate, Bücher, Gläser, Grafiken, AR-Abzeichen, die neueste Ausgabe des Soldatenmagazins, Souvenirs und vieles mehr zum Solidaritätsverkauf an. Jedoch möchten wir Sie, die Leserinnen und Leser der „Armee-Rundschau", nicht nur als Gesprächspartner und Käufer begrüßen, sondern Sie hiermit aufrufen, sich selbst zu beteiligen und uns Geeignetes für den Solidaritätsverkauf zu spenden.
In vielen Einheiten, aber auch anderswo wird geknobelt und gebastelt, entstehen

Modelle von Waffen und Kampftechnik
Nachbildungen historischer Waffen
Krüge, Wandteller oder Kerzenhalter
Schnüre für Bootsmannsmaatenpfeifen
Buddelschiffe
Mustertafeln mit Knoten und Spleißen

Alles das und vieles darüber hinaus, wovon wir vielleicht noch gar nichts wissen, eignet sich für den Solidaritätsverkauf und könnte von Ihnen zur Verfügung gestellt werden. Andere AR-Leser besitzen persönliche Erinnerungsstücke wie

Wimpel von Einheiten und Truppenteilen
Gedenkmünzen und Gedenkmedaillen
Manöver- und Wettbewerbsabzeichen
Anstecknadeln und Abzeichen aus der DDR und dem sozialistischen Ausland

Auch das können Sie für den Solidaritätsverkauf spenden. Ebenso übrigens wie ältere Bücher des Militärverlages der DDR, die Sie selbst nicht mehr brauchen, wonach sich hingegen andere die Hacken ablaufen, weil sie nicht mehr zu bekommen sind.
Es gibt also viele Möglichkeiten, sich mit persönlichen Spenden an der VDJ-Solidaritätsaktion zu beteiligen. Teilen Sie uns bitte recht bald mit, ob und womit Sie das tun wollen; wir setzen uns dann mit Ihnen in Verbindung. Im Interesse der antiimperialistischen Solidarität hoffen wir auf zahlreiche Einsendungen. Drei AR-Leser werden als Gäste der Redaktion am 31. August auf dem Alexanderplatz dabei sein.

Redaktionskollektiv der „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Spenden für die Solidarität

. . . hieß unser Aufruf im Heft 4/79 und heißt er auch heute wieder. Gleich in den ersten Tagen meldeten sich viele AR-Leser. Mit ihrer Hilfe können wir am 31. August 1979 auf dem Berliner Alexanderplatz u. a. zum Solidaritätsverkauf anbieten: Holz-Wandteller aus dem Grenz-Truppenteil „Theodor Neubauer", Anstecknadeln aus der ungarischen Volksarmee von I. Bertalan (Budapest), Modelle von militärischer Kampftechnik sowie Gedenkmünzen und Olympia-Abzeichen aus Moskau von M. Kietz (Schwerin), Memoiren sowjetischer Heerführer von I. Gellert (Wensickendorf), einen Bierkrug von U. Sager (Leipzig), Wimpel des 6. Zittauer Gebirgslaufes von W. Bonitz (Zittau). Die Liste der Spenden wird im nächsten Heft fortgesetzt.

Luft- und Weltraum

Wo endet der Luftraum und wo beginnt der Weltraum?
Karl Muskit, Erfurt

Dafür gibt es bisher noch keine verbindliche Festlegung. Im UNO-Weltraumausschuß hat die UdSSR 1978 vorgeschlagen, die untere Begrenzung des Weltraumes in der Höhe von 100 bis 110 km international vertraglich zu fixieren.

AR-Markt

Suche mt 2 und 5/78: P. Löttker, 7542 Altdöbern, Bahnhofstr. 16 – Suche „Flieger-Revue" 1/70 bis 1/76 gegen Bezahlung: S. Eichenberg, 57 Mühlhausen, Grüne Pforte – Suche „Historische Flugzeuge", Band I und II, sowie „Flugzeuge aus aller Welt", Band I bis III: H. Uthleb, 54 Sondershausen, Str. des Friedens 46 – Suche „Fliegerkalender" 1977 gegen gute Bezahlung: L. Stiehler, 9433 Beierfeld, C.-Zetkin-Str. 12 – Biete verschiedene AR-Ausgaben von 1970, 1972 sowie 1976 bis 1978 (Heftpreis 0,50 M), „Marinekalender" 1978, mt 7/75, „Flieger-Revue" 7 bis 9/76, 170 AR-Typenblätter, 52 mt-Typenblätter, verschiedene Tatsachenhefte sowie „Arsenal" 1 und 2: R.-P. Winkler, 12 Frankfurt (Oder), Kleiststr. 1.

Staatsbürgerschaft

Ich bin mit einem Mädchen aus der VR Polen verlobt. Nach meinem Wehrdienst wollen wir heiraten. Wird meine Frau damit zugleich Staatsbürgerin der DDR?
Gefreiter Andreas Meinke

Nein. Zur Verleihung der Staatsbürgerschaft der DDR ist ein gesonderter Antrag an die Abteilung Innere Angelegenheiten des für den Wohnort zuständigen Rates des Kreises zu richten.

Verständnis für die Liebe?

. . . nannten wir unsere Umfrage in Heft 5/79 und wollten wissen, ob Vorgesetzte auch bei persönlichen Problemen mit Rat und Tat zur Seite stehen. Hier weitere Meinungen dazu.

Das Eingehen der Vorgesetzten auf meine persönlichen Interessen, Sorgen und Nöte stimuliert auf jeden Fall die Dienstfreude.
Soldat Peter Andreas (26)

Bei uns in der Einheit genießen die Vorgesetzten sehr viel Vertrauen bei den Soldaten. Als Stabsschreiber habe ich da einen guten Einblick, wie weit die Vorgesetzten uns in solchen Situationen urlaubsmäßig entgegenkommen.
Soldat Roland Peipe (23)



Wir haben im Moment keine Probleme mit Mädels und können uns auch nur schwer vorstellen, daß man damit zu seinem Vorgesetzten geht. Unsere Freundinnen wurden bis jetzt nur zur Vereidigung in das militärische Leben einbezogen. Kompanie- oder Zugfeste haben wir noch nicht kennengelernt.
Soldat Roland Hammel (26)
Soldat Bernd Krause (23)

Bei uns geht man da am besten zum Parteisekretär, zum Politstellvertreter oder zum Parteigruppenorganisator. Sie geben einem auch mal einen Ratschlag, wie man seinen Konflikt lösen kann.
Soldat Karl-Heinz Schumann (23)

Wenn zwischen Vorgesetzten und Unterstellten ein solches Vertrauensverhältnis wie in unserer Dienststelle besteht, kann eigentlich nicht mehr viel schiefgehen. Wenn man sich bei der Armee einsam fühlt, dann ist alles zu spät . . .
Soldat Andreas Specke (19)

Die meisten unserer Vorgesetzten sind verheiratet und haben Kinder. Sie können einem oft schon einen Rat aus ihrer eigenen Erfahrung heraus geben.
Soldat Detlef Stiller (20)

Wenn ich mir im Dienst mehr Mühe gebe und mich ein bißchen mehr anstrenge, dann kann ich bei meinen Vorgesetzten viel schneller ein offenes Ohr für meine persönlichen Probleme finden, als wenn ich mich nur so treiben lasse. Ich habe z. B. zu Weihnachten Sonderurlaub bekommen anläßlich meiner Verlobung, weil ich gute Leistungen gebracht hatte. Das hat nichts mit „Kratzerei" zu tun.
Unteroffiziersschüler Andreas Weber (20)

Verantwortlichkeit

Bei einer Waffenkontrolle erwies sich eine Waffe als sehr stark verschmutzt. Wer wird nun dafür zur Verantwortung gezogen? Die Gruppenführer waren beim Waffenreinigen nie anwesend.
Unteroffizier Jürgen Mühlberg

Nach der Innendienstvorschrift DV 010/0/003 hat der Gruppenführer „die persönliche Waffe jedes Soldaten einmal in der Woche und nach jedem Einsatz zu kontrollieren". Folglich gehen verschmutzte Waffen auch auf das Konto des Gruppenführers und er kann dafür ebenfalls zur Verantwortung gezogen werden.



Eigentumsfrage

Meine Frau und ich haben uns mit dem Ehekredit Möbel angeschafft. Sind sie bereits jetzt unser Eigentum?
Gefreiter J. Warnke

Ja, denn mit dem Bezahlen der Möbel und deren Übergabe sind sie Ihr Eigentum geworden. Jedoch gibt es dafür bis zur Tilgung des Kredits ein gesetzliches Pfandrecht; es bleibt dem Käufer gegenüber auch dann bestehen, wenn er die Möbel eigenmächtig – also ohne Genehmigung des Kreditinstituts – weiter veräußert.

Patenschaftsarbeit

Mit den 25 Mädchen der Seminargruppe 8/6, Studienrichtung Sport, des Institutes für Lehrerbildung pflegen wir eine gute Zusammenarbeit. So werden zu entsprechenden Leitungs- bzw. Mitgliederversammlungen der FDJ Vertreter ausgetauscht. Von beiden Gruppen werden Handball-Mannschaften gestellt zum monatlichen gemeinsamen Training und zu Vergleichsspielen. Als nächstes haben wir ein Rund-Tisch-Gespräch zu Fragen des Sports als sinnvolle Freizeitgestaltung vor. Dazu wollen wir einen prominenten DDR-Spitzensportler einladen. Da zu gemeinsamen Veranstaltungen natürlich nicht alle Genossen das Objekt verlassen können, geht die FDJ-Leitung in ihrer Auswahl nach den besten Leistungen in der Gefechtsausbildung, in der Disziplin und Ordnung vor. Dieser Patenschaftsvertrag hat das gesamte Klima in der Kompanie, die Leistungen, das Interesse an der FDJ-Arbeit und die Aktivitäten unserer Genossen auf ein höheres Niveau gebracht.
Unteroffizier Roland Blankenburg

Uwe Jensen

. . . ist ein Sänger, den ich sehr verehre. Stimmt es, daß er mal beim Erich-Weinert-Ensemble der NVA war?
Yvonne Krah, Sömmerda

Uwe Jensen war beim EWE fünf Jahre lang Gesangssolist und erwarb hier wesentlich seine Bühnenerfahrung. Zugleich nahm er in dieser Zeit Unterricht in Stimmbildung, Tanz und Choreographie.

AR als Ehestifter

Im Maiheft 1978 war ein Briefwechselwunsch veröffentlicht: Angelika K., 27 Jahre alt, zwei Kinder. Da ich auch alleinstehend war und das Sorgerecht für zwei Kinder habe, schrieb ich zurück. Seit dem 16. März dieses Jahres sind wir glückliche



Eheleute und haben uns zu einer „Großfamilie" mit vier recht ansehnlichen Rangen entwickelt.
Obermeister der VP Werner Krug, Leipzig

HEIRATEN vor dem Wehrdienst?





Ilona und Frank sind auf dem Heimweg. Sie waren tanzen. Es ist keine warme Sommernacht. Sterne und Mond sind nicht am Himmel zu sehen. Ilona fröstelt, und Frank zieht sie noch ein bißchen enger an sich. Beide schweigen etwas bedrückt. Seit heute steht zwischen ihnen etwas Neues. Frank wird zum Wehrdienst einberufen. Natürlich glaubten sie, darauf vorbereitet zu sein. Nun, da es ernst wird, ist ihnen diese Tatsache zu schnell nahegerückt, scheint Fußangel für ihre Liebe zu sein.

„Ich möchte, daß wir vorher noch heiraten", bricht Ilona das Schweigen. „Wieso? Ist es nicht besser, damit zu warten, bis ich die achtzehn Monate 'rum habe?"

Ilona schaut Frank verständnislos an: „Ich denke, wir lieben uns. Verheiratet sind wir enger aneinander gebunden, und du kommst nicht auf dumme Gedanken, wenn du so lange weg bist." Der letzte Teil des Satzes sollte scherzhaft klingen. Frank spürt aber, wie ernst es ihr im Grunde mit dieser Bemerkung ist. Sie denkt immer noch an die harmlose Geschichte mit Heike. Das ist doch vorbei. Jetzt hat er nur noch Herz und Augen für Ilona. Mit heimlichem Stolz registriert er die anerkennenden männlichen Blicke, die sein hübsches Mädchen treffen. Aber heiraten, jetzt? Vielleicht ist es wirklich gut so. Auch Ilona ist mir damit sicherer. Wer weiß schon, was wird, wenn sie so oft allein ist . . . ?

Nur wenig später erhalten Ilona und Frank einen Termin vom Standesamt. Beide sagen ihr „Ja", fest und sicher . . .

Heiraten vor dem Wehrdienst? Soll man nun, oder soll man nicht? Sind die Motive von Frank und Ilona dafür ausreichend? Bürdet man sich nicht mit der Ehe eine zusätzliche Last auf? Oder vermittelt sie ein Gefühl des Zuhauseseins, des Gebrauchtwerdens in der Familie und auch während der Dienstzeit in den Streitkräften? Im Nachdenken darüber und im Ergebnis der Befragung stellte sich heraus, daß dieses Thema im Leben junger Menschen durchaus nicht unwichtig ist. Bei der geschilderten Situation von Ilona und Frank deutet sich das schon an.

Vieles spricht für das „Jung gefreit, hat nie gereut", auch in unserem Zusammenhang. Jedoch auch so manches dagegen.



Versuchen wir also mit Hilfe dieser Befragung zu einer Meinung zu kommen, die vielleicht Rat sein kann.
Das Wider und Für entbrannte. Den Anfang sollen jene machen, die sich gegen eine Heirat vor bzw. während des Wehrdienstes wenden.
Maat Andreas Fiebig (20) und Matrose Thomas Hensel (18) wollen die Wehrdienstzeit als Prüfung für beide Partner nutzen; Matrose Werner Diedrich hingegen sagt einfach „Nee!" Ein weiterer Seemann, Matrose Martin Adamowsky (23), sieht in der festen Bindung vor dem Wehrdienst nur Nachteile. „Die Frau hat es in dieser Zeit sehr schwer. Warum das auf sich nehmen? Ich kenne nicht wenige, die eine solch voreilige Eheschließung bereut haben."

Gefreiter Wolfgang Feustel (20) sieht es finanziell: „Uns fehlte vor meinem Wehrdienst noch das nötige ‚Anfangskapital'." Und auch Soldat Thorsten Steinführer (19) spricht von einer „notwendigen materiellen Basis", die vorhanden sein müsse. „Auf blauem Dunst sollte man keine Familie gründen." Außerdem hätte er noch ein langes Studium vor sich. Einen ähnlichen Beweggrund führt Unteroffizier Uwe Wittig (20) an. Er möchte ebenfalls studieren, und da würde es schon noch eine Weile dauern, bis er zum „Ernährer herangereift" sei. Auch Soldat Uwe Kastner (19) schiebt den Ringtausch auf dem Standesamt, wegen des kommenden Studiums, auf die lange Bank, fügt noch hinzu, daß er in einer „wilden Ehe" lebe und das ganz gut finde. „Man muß doch nicht unbedingt heiraten."
Hauptbahnhof Leipzig. Gefreiter Joachim Reimer (25) und seine Frau Uta wollten gerade in den Zug nach Karl-Marx-Stadt steigen, als sie vom „Umfrager" Jens-Jürgen Sell „erwischt" wurden: „Vor allem, wenn schon Kinder da sind, ist es sehr ungünstig, wenn der Mann bei der Fahne ist." Uta: „Wir haben nach Joachims Grundwehrdienst geheiratet. Das würden wir jedem jungen Paar empfehlen. Jetzt leistet mein Mann seinen Reservedienst." Besonders kinderlieb äußert sich Unteroffizier Uwe Schmidtke (21). Er meint, daß gerade die erste Zeit der Ehe, „besonders, wenn Kinder da sind, die schönste ist. Muß man dann einrücken, geht einem viel verloren." Soldat Michael

Biskupski (20) führt drei Gründe an: „Erstens: Ich hatte nichts zum Heiraten. Zweitens: Vor dem Wehrdienst käme das für mich sowieso nicht in Frage, weil es Schwierigkeiten mit sich bringt. Und drittens bin ich noch zu jung zum Heiraten."

Das Argument des Soldaten Lutz Sperling (22) ist, man solle sein junges Leben erst einmal genießen. „Mit einer Familie ‚am Bein' muß man auf so vieles verzichten." Diese wohl etwas egoistische Meinung teilt ebenfalls Soldat Uwe Rothmann (20). Ganz frei ist davon auch VP-Oberwachtmeister Hans-Jürgen Ahlfeld (20) nicht. Er äußert: „Nee, so lange ich diene, schiebt sich nichts zusammen. Meine Verlobte ist da zwar anderer Ansicht. Sie würde sofort mit mir zum Standesamt rennen. Dieses Bestreben scheinen viele Frauen zu haben. Bei uns hat es deshalb schon manche Auseinandersetzung gegeben."

Soldat Joachim Stastny (19) und Unteroffizier Andreas Huhn (19) machen es vom Alter abhängig und geben zu bedenken, daß die meisten vor dem Wehrdienst noch zu jung seien. Bei der Truppe erlange man schon ein wenig Lebenserfahrung, die sich nur positiv auf eine spätere Ehe auswirken könne.

Soldat Harry Heisberg (19) fühlt sich mit der Frage etwas überrumpelt und brennt sich erst einmal eine „Verlegenheitszigarette" an, ehe er antwortet. Er hält vor dem Wehrdienst geschlossene Ehen für nicht sehr stabil. „Ich sehe das ja an den ‚Ehetrümmern' einiger Genossen in meiner Einheit. Und schließlich könnte sich ja während des Wehrdienstes ein anderes Mädel einfinden . . ."

Heike Börner (21), Studentin, begründet: „Wir waren ja beide erst 19 und der Meinung, die Armeezeit als Probe zu nutzen, ob unsere Liebe auch Bestand hat. Bloß den Ring aufzusetzen, um jemanden festzuhalten (wie bei Frank und Ilona), ist Unsinn. Die Trennung machte uns nicht so sehr zu schaffen. Wir lieben uns. Da fällt das Treusein nicht schwer."

Als letzter „Gegner" sei noch der Gefreite Henry Abraham (20) zitiert. Er ist froh über die willkommene Abwechslung der Befragung, denn er wartet schon stundenlang auf seinen Zug. „Ich bin verlobt und habe mit Absicht nicht vor meinem Grundwehrdienst geheiratet. In dieser Zeit konnte ich mir alles noch einmal in Ruhe überlegen – meine Verlobte auch. Ist diese Zeit vorbei, haben wir beide doch schon eine gewisse Sicherheit für unsere Liebe."

Bevor nun die Fürsprecher zum „Gegenangriff" übergehen, mögen noch ein paar dazwischen liegende Ansichten genannt sein. Unterfeldwebel Rüdiger Engel (21) ist nicht dagegen, „davor" zu heiraten, wenn ihm der entsprechende „Engel" über den Weg liefe. „Dieses allerdings überstürzt, nur wegen der Einberufung zu tun, wie bei Frank und Ilona, ist großer Quatsch!" Beim Matrosen Andreas Heym (20) ließen sich Einberufungstermin (er war nicht rechtzeitig bekannt) und „Kapazität" des Standesamtes nicht in Übereinstimmung bringen. Aber als Soldat holte Genosse Heym alles nach. „Ich habe es nicht bereut. In der Zeit der Schwangerschaft war es für meine Frau schwer. Aber wir haben es gemeistert."

„Ob davor oder danach, das muß jeder für sich individuell entscheiden, je nach Reifegrad. Jedenfalls habe ich immer ein Herz für Verheiratete. Geht es um Urlaubsfragen, dann trete ich bei Notwendigkeit zugunsten der Verehelichten zurück. Familie geht vor!" So betrachtet Maat Matthias Schindler (20) das Problem. Und Soldat Gerd Garske (24) zerbrach sich diesbezüglich überhaupt nicht den Kopf. Er hat noch nicht ans Heiraten gedacht.

Was spräche nun *für* das Ja vor dem Standesbeamten, wenn die meisten jungen Männer noch eine beträchtliche Haareslänge oder Bärte tragen – also vor dem Wehrdienst?

Ein Jung-Gefreiter ist Soldat Rainer Laube mit seinen achtzehn Jahren. Er stöhnt zwar ein bißchen, daß es finanziell zu Hause nicht sehr üppig, ansonsten aber das Verheiratetsein eine schöne Sache sei. „Mir kommt jedes Wiedersehen mit meiner Frau wie eine Neuauflage der Flitterwochen vor."

Ganz warme Worte findet auch Unteroffizier Dieter Kolbe (21) für seine Ehe: „Meine Familie bietet mir als guten Ausgleich zum schweren Dienst Geborgenheit und Sicherheit. Ich fühle mich auch in meinem militärischen Kollektiv wohl, doch eine Familie füllt das Leben erst so richtig aus." Ähnliches empfinden auch Matrose Günter vom Hofe (24) und Soldat Jürgen Natusch (24). Beide finden das Verheiratetsein schön, freuen sich über ihre liebenden Frauen und meinen, man sei ausgeglichener im militärischen Dienst. Dem schließt sich auch Soldat Andreas Dubrau (18) an: „Familie ist doch so eine Art ‚Hinterland', das man braucht, um ein guter Soldat zu sein."

„Ich hätte schon gern vor dem Marsch in die Kaserne geheiratet. Leider fand ich bis dahin nicht die Richtige. Das macht aber nichts. Ich werde mir meine Künftige im Standort suchen. Das ist ein großer Vorteil", peilt Unterfeldwebel Walther (22) sein nächstes Ziel an.

Auch Obermatrose Helmut Razisch (21) stand vor „überfülltem" Standesamt und bekam vor der Einberufung keinen Termin für sein neues Glück. Er war deshalb so darauf versessen, „weil vor dem Wehrdienst viel mehr Zeit für die Feier vorhanden ist. Die fünf Tage Sonderurlaub sind doch recht kurz für diesen großen Schritt ins Leben. Und dann ergibt sich noch ein Vorteil: Wohnungsmäßig läuft die Zeit dann auch schon für die Familie." Die Aussicht auf eigene vier Wände sind ebenfalls

für den Obermatrosen Horst Möller (22) und den Grenzsoldaten Jürgen Knetsch (24) Motiv genug, um vorher die Eheurkunden zu unterschreiben. Für den Grenzsoldaten Christian Patzer (22) führte die Zweisamkeit mit Ring und Siegel zu einer größeren Reife. „Vieles begreife und bedenke ich heute besser, denn mit der Ehe entwickelt sich doch stark die Verantwortung für jene Menschen, mit denen man in der Familie zusammenlebt. Das wirkt sich auch auf andere gesellschaftliche Bereiche aus, zum Beispiel im Verständnis für die Notwendigkeit des Wehrdienstes."

„Ich bin noch nicht verheiratet, meine aber, daß diese Entscheidung nicht vom Wehrdienst abhängig gemacht werden sollte. Wichtig ist doch, ob man sich liebt", äußert Oberleutnant Helmut Herold (25). Für Offiziersschüler Gerd Fischer (20) ist der Zeitpunkt der Einberufung „völlig unwichtig, wenn der Hochzeitstermin festgelegt wird. Die Frage ist, ob man sich auch genügend geprüft hat, um ein Leben gut miteinander zu verbringen. Mich macht froh, daß dadurch mein Wunsch, Offizier zu werden, eine Familienentscheidung wurde." Klaus-Dieter Holz



(21), ebenfalls Offiziersschüler, sieht es praktisch: „Meine Frau hat dadurch gelernt, viele Probleme selbständig zu klären – das ist für eine künftige Offiziersfrau gut so."

„Warum lange warten, wenn die Liebe groß genug ist?" stellt als Gegenfrage Renate Preußer (30), Zivilbeschäftigte der NVA. Auch die Verkäuferin Karin Hofmann (21) ist gegen langes Warten. „Das Leben geht weiter. Und die achtzehn Monate zählen doch auch zum Leben. Die Anmeldung für unsere Wohnung läuft, und ich bin durch die Umstände zu einem guten Organisator geworden." Söhnchen Jörg (1), den sie an der Hand hat, ruft „Papa", als ein unbekannter Soldat vorbeigeht...

Und auch für den Soldaten Andreas Faßbender (19) und den Gefreiten Klaus-Peter Lehde (22) ist der Zeitpunkt der Eheschließung „vollkommen egal". Es komme darauf an, welche Einstellung man zur Familie und zum Wehrdienst habe.

Der letzte Fürsprecher soll Maat Günter Reinhard (20) sein: „Wir kannten uns gut genug. Da war die Heirat für uns klar. Ich muß sagen, daß der Wehrdienst meine Ehe sogar noch gefestigt hat. Durch die Trennung wurde das gegenseitige Sichbrauchen deutlicher und die Liebe leidenschaftlicher, denn die wenigen Urlaubsstunden müssen immer gut genutzt werden..."

Es ist sicher nicht mehr notwendig, etwas zu den Motiven der wohl doch übereilten Hochzeit von Ilona und Frank zu sagen. Mit den bisherigen Meinungen ist aber immer noch die eigentliche Frage offen. Etwa 30000 Ehen jährlich werden in der DDR geschieden. Fast die Hälfte aller Verfahren betrifft Ehen, die noch nicht fünf Jahre bestehen. Sicher wird nicht selten die Trennung durch den Dienst in den Streitkräften als Grund gescheiterter Ehen angeführt. Das scheint aber wohl nicht des Pudels Kern zu sein. Trennungen vom Ehepartner, und die dabei nicht zu übersehenden Schwierigkeiten für beide, können auch durch andere Berufe, Auslandseinsätze, Studium hervorgerufen werden. Das Entscheidende ist doch das Füreinander und Miteinander in der Familie, das sich in gemeinsamen Bedürfnissen und Interessen und in der Verantwortung für das Ganze zeigt. Und das kann zugleich Ansporn sein, gesellschaftliche Verpflichtungen, wie den Wehrdienst, einzubeziehen. Im Leben der Familie können dadurch Veränderungen und Situationen eintreten, die durchaus eine harte Probe sind. Und die nötige Harmonie gewinnt man durch eine vorbehaltlose Liebe zum Partner. Was den Wehrdienst betrifft, so kann man sich doch darauf vorausschauend einstellen. Insofern ist es der Familie möglich, sich darüber Gedanken zu machen, wie man im gegebenen Fall reagiert. Es ist nicht beiseite zu schieben, daß trotz aller Vorsorge Komplikationen daraus erwachsen. Kleinigkeiten, die man sonst vielleicht nicht bemerkt, führen plötzlich zu Störungen. Und nur wenn die Ehepartner die nötige Reife besitzen, werden sie damit fertig. Und das ist nicht in jedem Fall vom Alter abhängig. „Drum prüfe, wer sich ewig bindet...", ob vor oder nach der Zeit des Wehrdienstes. Er jedenfalls sollte kein Hinderungsgrund sein, den Bund fürs Leben zu schließen. Oder was meinen Sie, liebe Leser?

Ihr Major

Wolfgang Matthias

Zum Gelingen dieser Umfrage trugen bei: Major Heinz Preibisch, die Korvettenkapitäne Heinz Mattkay und Bernd Fiedler, Feldwebel d. R. Michael Helbig, Leutnant d. R. Jens-Jürgen Sell und Oberleutnant Karsten Parchmann.



Starker Verfechter der NATO-Ideen

Belgien ist nicht nur Gastgeberland für die Führungsgremien der NATO, sondern auch „ein starker Verfechter des Nordatlantischen Gedankens". Das stellte die Militärpresse der BRD fest. Seine Streitkräfte besitzen eine Stärke von insgesamt 87100 Mann. 63400 gehören den Landstreitkräften an, 19400 der Luftwaffe und 4300 der Kriegsmarine. „Die Leistung, auf die ich wahrscheinlich am stolzesten bin", so erklärte Premier- und Verteidigungsminister Boeynants, „ist die Durchführung der vollständigen Reorganisation, die ich vor Jahren begonnen habe. Es ist mir gelungen, neue, moderne Waffensysteme für unsere Land-, Luft- und Seestreitkräfte einzuführen, und ich konnte auch den ersten Anstoß bei der Umwandlung der Streitkräfte von der ‚Dienstpflicht zum Berufsheer' einleiten." Das Parlament hat inzwischen eine vierprozentige „echte Steigerung" der Rüstungsausgaben bewilligt. Sie hatten sich 1978 bereits auf umgerechnet 3,1 Milliarden Dollar belaufen. Das belgische Heer sei „so organisiert und strukturiert, daß eine bedeutsame und unmittelbare Unterstützung der NATO gewährleistet ist", hieß es in der BRD-Presse. „Aufgrund des Prinzips der Vorwärtsverteidigung und wegen der sehr kurzen Vorwarnzeit sind diese Einheiten östlich des Rheins nahe der Grenze zum Warschauer Pakt stationiert." Lediglich eine Brigade des sogenannten Feldheeres befindet sich auf „nationalem Territorium". Mit der BRD habe sich, so hob Boeynants hervor, „auf Führungsebene eine deutsch-belgische Heereskommission gebildet, und Vertreter der Planungsabteilungen setzen sich jedes Jahr zusammen, um Informationen und nationale Konzepte auszutauschen". Auch auf Truppenebene haben sich „zunehmende fruchtbare Kontakte ergeben". (Auf dem Foto Generale beider Armeen bei einem NATO-Manöver in der BRD.) Belgien werde, wie sein Regierungschef betonte, „Initiativen, die entweder eine Verminderung der individuellen oder kollektiven Verteidigungsbemühungen der NATO-Staaten, eine geringere Einflußnahme im Nuklearbereich oder eine Verringerung der Kampfverbände zur Folge haben könnten, nicht unterstützen".

400 Militärgeistliche beider Konfessionen betreiben in den BRD-Streitkräften sogenannte Seelsorge. Wie es im Erlaß des Bundeswehrministeriums „Über den Militärkirchendienst" heißt, sollen sie vor allem „das Gefühl der soldatischen Pflicht" festigen und „das Interesse jedes Soldaten an der Erfüllung des Auftrages wecken". Dazu werden durch die „Militärseelsorge" solche Themen behandelt wie „Beziehungen der Kirche zum Krieg" oder „Die Anwendung von Massenvernichtungswaffen". In der BRD-Zeitschrift „Europäische Wehrkunde" wird in diesem Zusammenhang angeführt, daß die Kirche in der BRD „im Prinzip die Anwendung von Kernwaffen nicht ablehnt, wenn es die Situation erfordert".

In 36 Geschwader sind nach westlichen Angaben die taktischen Luftstreitkräfte der USA gegliedert. Jedes verfügt über 60 bis 70 Maschinen. Neun Geschwader sind im pazifischen Raum stationiert. Acht wurden bisher in die BRD verlegt. Die Verlegung weiterer Geschwader nach England und in die BRD ist im Gange. Mit der Zuführung sogenannter Luftüberlegenheitsjäger des Typs F-15 „Eagle", die auch zum Kernwaffeneinsatz vorgesehen sind, wurde eine grundlegende Umrüstung vorbereitet. Sie soll 1987 abgeschlossen sein. Daneben soll auch der Jagdbomber F-16 eingeführt werden. Mit diesen Maschinen werden ferner die Luftstreitkräfte der Niederlande, Belgiens, Dänemarks und Norwegens ausgerüstet.

An neun NATO-Übungen hat 1978 die BRD-Kriegsmarine teilgenommen. Das teilte Marineinspekteur Luther mit. Außerdem habe sie neben zahlreichen kleineren nationalen, zwei- und mehrseitigen Übungen drei längere „nationale Übungsabschnitte" durchgeführt. Höhepunkt war die Teilnahme an der NATO-Herbstübung „Northern Wedding". Experten schließen aus dieser Übungstätigkeit auf eine verstärkte Vorbereitung der Bundesmarine auf großangelegte Seeoperationen.

Über 2 Milliarden DM Umsatz will in diesem Jahr der BRD-Rüstungskonzern Krauss-Maffei erreichen. 1978 hatte er 1,8 Milliarden betragen. „Der Motor für diese auf

Hochtouren laufende Umsatzentwicklung ist derzeit", wie „Die Welt" berichtete, „der Flak-Panzer ‚Gepard', der neben dem Kampfpanzer ‚Leopard' im wesentlichen die Kapazitäten" des zum Flick-Konzern gehörenden Unternehmens „auslastet".

Norwegens Luftwaffe umfaßt 10000 Mann, darunter 4000 Wehrpflichtige. Darüber hinaus stehen 18000 Reservisten zur sofortigen Einberufung bereit. Die fliegenden Verbände setzen sich aus zwei Jagdstaffeln zusammen, die den „Starfighter" F-104 fliegen, aus vier Jagdbomberstaffeln mit der amerikanischen F-5A und aus einem mit „Hercules" C-130 und C-47-Maschinen ausgerüsteten Transportverband. Ferner sind „Orion" P-38 als U-Jäger und Seefernaufklärer sowie eine Staffel Turbinen-Hubschrauber „Sea King" im Einsatz. Zu den Bodentruppen gehören vier Fla-Raketen-Batterien „Nike Hercules" und 32 Batterien, die mit der 40-mm-Flak L 70 ausgerüstet sind.

Teilgenommen an Lehrgängen und Seminaren für „politische Bildung" haben im vergangenen Jahr 21514 Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere des BRD-Heeres. Das ist ein Ausdruck verstärkter politisch-ideologischer Manipulierung der Angehörigen der BRD-Streitkräfte.

Umgerüstet werden könne, wie die BRD-Zeitung „Die Welt" meldete, die Masse der etwa 1400 in Europa stationierten Jagdflugzeuge der NATO innerhalb von Minuten „in eine gewaltige Schlachtfliegerflotte". Dazu habe der USA-Konzern General Electric die für das „amerikanische Schlachtflugzeug A-10 (Thunderboldt)" bestimmte 30-mm-Kanone weiterentwickelt, so daß sie jetzt außenbords bei den 15 verschiedenen Flugzeugtypen der NATO-Luftwaffen in Europa angebracht werden kann. „Mit der Kanone, die eine Schußfolge von 2400 Schuß pro Minute hat, kann nach Auskunft von General Electric die seit drei Jahren bekannte nichtnukleare ‚Wundermunition' DU-238 verschossen werden."

Als Hauptaufgabe der NATO bezeichnete der sogenannte Sicherheitsberater des USA-Präsidenten, Brzezinski, die Zusammenarbeit der Paktländer bei der „Entwicklung neuer Waffensysteme". Notwendig sei vor allem die Realisierung des im Vorjahr in Washington beschlossenen Langzeitrüstungsprogramms, für das „genügend Mittel" zur Verfügung gestellt werden müßten.

Die USA-Kriegsmarine hat im vergangenen Jahr 43 Offiziere und 88 Unteroffiziere der Bundesmarine der BRD ausgebildet. Damit erhöhte sich diese Zahl seit 1976 auf 1358 Offiziere und 2987 Unteroffiziere. In der britischen Royal Navy erhielten seit 1976 insgesamt 1550 Offiziere und 1380 Unteroffiziere der BRD-Kriegsmarine eine Ausbildung.

Griechenlands Streitkräfte haben nach jüngsten Angaben eine Stärke von 190100 Mann. Die Rüstungsausgaben beliefen sich 1978 auf umgerechnet 1,5 Milliarden Dollar. Nach dem 1974 erfolgten Austritt aus der Militärorganisation der NATO haben im vergangenen Jahr erstmals wieder Truppen Griechenlands an Manövern des Paktes teilgenommen.





In einem Satz

Befördert zum Oberstleutnant und als Kommandeur des in Hamburg-Rahlstedt stationierten Bataillons der BRD-Landstreitkräfte eingesetzt wurde der Funktionär der neofaschistischen NPD Karlheinz Lindner.

Großbritannien hat für 1979/80 Militärausgaben in Höhe von 8,5 Milliarden Pfund vorgesehen, von denen 2,68 Milliarden für neue Waffen und Ersatzteile aufgewendet werden sollen.

Nach BRD-Patenten baut die griechische Waffenfabrik Ägion Maschinengewehre für die Streitkräfte und die Polizei.

Die Landstreitkräfte der BRD-Bundeswehr umfaßten Anfang dieses Jahres 340000 Mann, von denen 180000 Wehrpflichtige waren.

An acht Länder wollen die USA Waffen im Wert von insgesamt 322,6 Millionen Dollar verkaufen.

Die Bundeswehr hat im vergangenen Jahr 1300 zivile Kraftfahrzeuge und 400 Anhänger sowie 100 Bau- und Depotgeräte zu 13 „Notstandsübungen herangezogen".

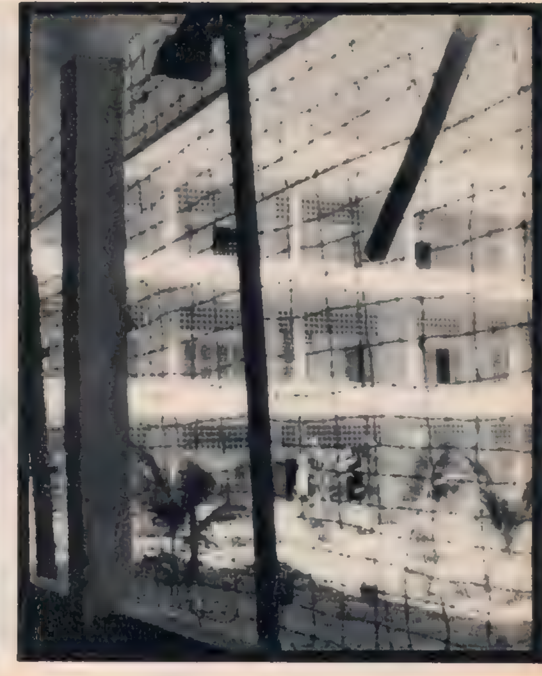
Trotz der Spannungen wegen des israelisch-ägyptischen Separatvertrages gehen die Waffengeschäfte zwischen Saudi-Arabien und den USA weiter.

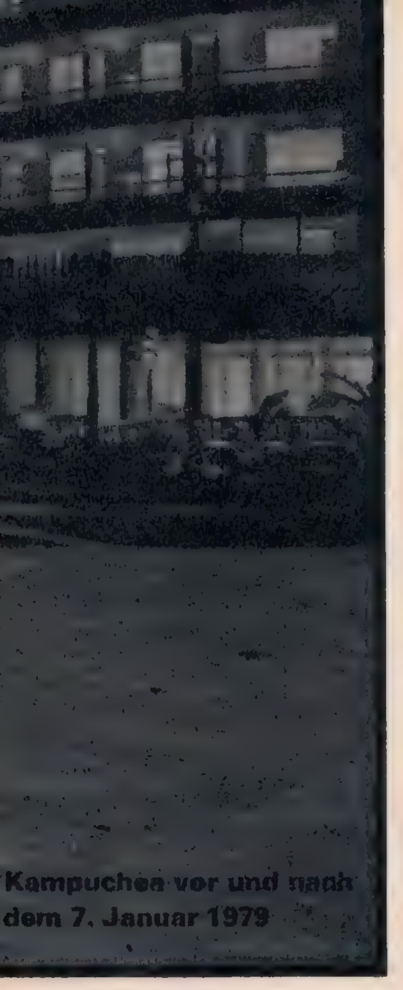
211 Generale bzw. Admirale dienen derzeit in den Streitkräften der BRD, 114 im Heer, 56 bei der Luftwaffe, 26 in der Marine und 15 im Sanitätsdienst.

Die Dienstzeit der Wehrpflichtigen beträgt in Griechenland je nach Waffengattung zwischen 28 und 32 Monaten.

Phnom Penh die Anmut wiedergeben...







Kampuchea vor und nach dem 7. Januar 1979

Ausgezehrt von jahrelangem Hunger, erschöpft von den Anstrengungen wochenlanger Märsche, die Körper bedeckt mit Kleidern aus zusammengeflickten Stoffresten, so kehren sie zurück. Männer, Frauen, Kinder. Die Alten unter ihnen oft mit letzter Kraft – glücklich, der Tyrannei, der Zwangsarbeit, dem Morden entronnen, wieder zu Hause zu sein. Wieder in Phnom Penh, der Hauptstadt ihres Heimatlandes.

Was sie allerdings in ihren Häusern vorfinden, ist nicht viel. Häufig nicht mehr als das, was sie in einem Bündel bei sich tragen. Die, die schon ein paar Tage früher eingetroffen sind, räumen bereits gemeinsam mit den Soldaten der revolutionären Streitkräfte die Stadt auf, helfen die Kanalisation säubern, schaffen für die Zurückkehrenden provisorische Unterkünfte. Soldaten suchen Straße für Straße, Haus für Haus nach Minen ab. Seit einigen Tagen arbeitet wieder ein kleines Wasserwerk, spendet auch ein Kraftwerk Strom. In den vom gestürzten Regime stillgelegten Werkstätten und Fabriken werden Voraussetzungen dafür geschaffen, daß die Arbeit wieder aufgenommen werden kann. Langsam, sehr langsam kehrt das Leben in die Stadt zurück . . .

Vier Jahre lang war sie kaum mehr als eine menschenleere Steinwüste. Phnom Penh, wie es Regierungschef Pol Pot und sein Stellvertreter Ieng Sary verließen, das sind auf fast 300 Quadratkilometern menschenleere Wohnhäuser, Straßen und Höfe voller Gerümpel, von Unkraut und Sträuchern überwucherte Plätze, Werkstätten, in denen sich kein Rad mehr dreht, Schulen, die seit dieser Zeit kein Kind mehr betrat, Massengräber in Parks und Gärten, Teiche und Brunnen voller Leichen. – Das Abbild eines Regimes, das vorgab, zum progressivsten zu gehören, was die gesellschaftliche Entwicklung je vorgebracht habe!

Damals, am 17. April 1975, als die Stadt – nicht zuletzt dank der koordinierten Aktionen der Befreiungsbewegungen von Vietnam, Laos und Kampuchea – vom USA-hörigen Lon-Nol-Regime befreit worden war, hatte das Volk diesen Sieg begeistert begrüßt. Kein einziger Bewohner der Stadt, die in jenen Tagen fast drei Millionen zählte, hatte geahnt, daß die soeben gewonnene Freiheit nur wenige Stunden



Die schrecklichen Hinterlassenschaften des Pol-Pot-Regimes: Das verwaiste, einstmals fast zwei Millionen zählende Phnom Penh; Hunderte von Massengräbern – seine drei Söhne verlor Kim Soul bei einem der Massaker dieser Clique; zu Folterhöllen umfunktionierte Schulen, in denen Tausende bestialisch umgebracht wurden – im Eisengeflecht des Bettes hängt noch der Haarschopf eines zu Tode gequälten Gefangenen.

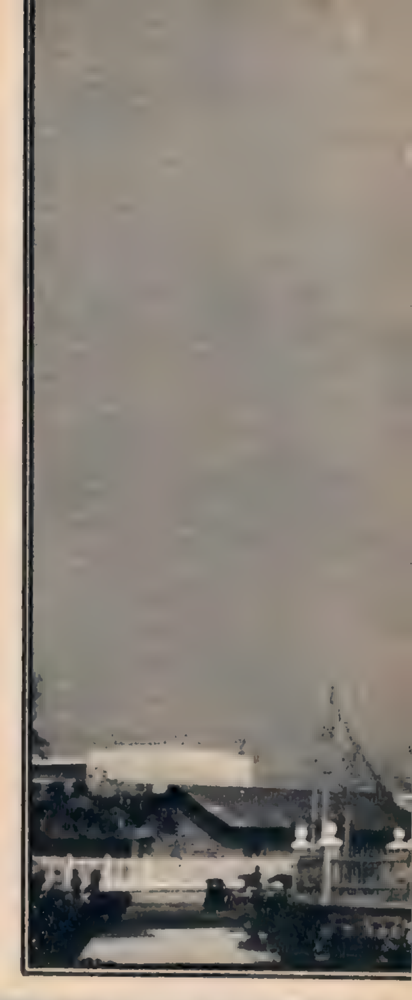
währen sollte. Denn bereits einen Tag später erhielt die Armee den Befehl, die Bevölkerung Phnom Penhs zu evakuieren und auf dem Land anzusiedeln. In ganz Kampuchea begann, gelenkt von einer Handvoll von Verrätern, ein in der Geschichte beispielloser Krieg der Machthaber gegen das eigene Volk. Seine Ergebnisse: mehr als zwei Millionen ermordeter Männer, Frauen und Kinder, ein wirtschaftliches Chaos, eine auf Generationen hinaus beeinträchtigte Entwicklung.

Wer sind die dafür Schuldigen?

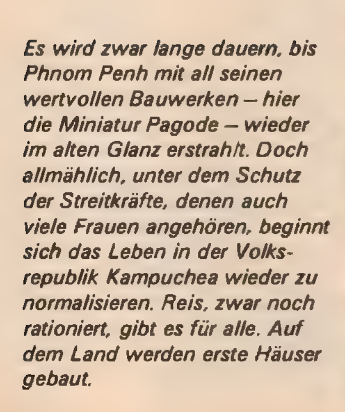
Ende der 50er Jahre kehrten einige in Frankreich lebende Mitglieder der Kommunistischen Partei, die sich damals noch Revolutionäre Volkspartei nannte, nach Kampuchea zurück. Unter ihnen Pol Pot und Ieng Sary. Beide hatten im Ausland studiert. Im Gegensatz zu den im Lande verbliebenen Mitgliedern der Partei, die ihre Hauptaufgabe im Kampf gegen die einsetzende USA-Aggression sahen, traten diese beiden für den bewaffneten Kampf gegen die Regierung Sihanouk ein. Der einsetzende und Jahre währende Fraktionskampf innerhalb der Kommunistischen Partei endete damit, daß die von Pol Pot geführte kleinbürgerliche Gruppe Anfang der 60er Jahre die Führung an sich riß.

Mitte der 60er Jahre hatte Pol Pot erstmals China besucht. Von diesem Zeitpunkt an verbreitete er unentwegt maoistische Gedanken in der Kommunistischen Partei Kampucheas. Um aber die Idee vom Aufbau eines kampucheanischen Staates nach Muster der chinesischen Kulturrevolution voll verwirklichen zu können, mußten Pol Pot und seine Clique die Staatsmacht in den Händen haben. So verbündeten sie sich schließlich mit Sihanouk. Dieser war nach seinem Sturz durch Lon Nol im März 1970 sogar bereit, sich nunmehr an die Spitze der Nationalen Einheitsfront Kampucheas, der auch die Nationale Befreiungsarmee Kampucheas angehörte, zu stellen. Die Zahl ihrer Kämpfer stieg damals von 3000 auf 60000 Mann.

Kurze Zeit später fand ein Gipfeltreffen zwischen Vertretern der Demokratischen Republik Vietnam, der provisorischen Regierung Südvietnams, der Patriotischen Front von Laos und der Einheitsfront Kampucheas statt.







Es wird zwar lange dauern, bis Phnom Penh mit all seinen wertvollen Bauwerken – hier die Miniatur Pagode – wieder im alten Glanz erstrahlt. Doch allmählich, unter dem Schutz der Streitkräfte, denen auch viele Frauen angehören, beginnt sich das Leben in der Volksrepublik Kampuchea wieder zu normalisieren. Reis, zwar noch rationiert, gibt es für alle. Auf dem Land werden erste Häuser gebaut.

Phnom Penh die Anmut wiedergeben...





Volksrepublik Kampuchea

Aus der Geschichte des Befreiungskampfes

März 1945: Nach der Niederlage Japans im zweiten Weltkrieg ruft König Sihanouk die Unabhängigkeit des Königreiches Kambodscha aus.
Oktober 1945: Rückkehr der französischen Truppen, Verfolgung aller patriotischen Kräfte.
1946 bis 1953: Bewaffneter Aufstand gegen die französische Kolonialherrschaft. Frankreich muß im November 1953 seine Kolonialverwaltung auflösen.
März 1955: Gründung der Volkssozialistischen Gemeinschaft unter Sihanouk, der die Monarchie beibehält, alle Parteien auflöst und das Prinzip der Nichtpaktgebundenheit vertritt.
1964: Mit der forcierten Aggression der USA in Vietnam nehmen die bewaffneten Überfälle von USA- und südvietnamesischen Einheiten auf Kampuchea zu.
August 1969: Regierungsneubildung durch den extrem rechten Lon Nol mit aktiver Unterstützung der USA.
März 1970: Sturz Sihanouks durch einen Staatsstreich der USA-hörigen Kräfte.
23. März 1970: Formierung der Nationalen Einheitsfront und der Nationalen Befreiungsarmee Kampucheas.
17. April 1975: Sieg des kampucheanischen Volkes über das proimperialistische Lon-Nol-Regime.
Mai 1975: Armee-Einheiten von Pol Pot provozieren erste Zwischenfälle zur Grenze nach Vietnam.
Januar 1976: Neue Staatsbezeichnung „Demokratisches Kampuchea".
April 1976: Ernennung Pol Pots zum Ministerpräsidenten.
September–Oktober 1976: Partei- und Regierungsdelegation unter Pol Pot in China.
November 1978: Eine Delegation des ZK der KP Chinas sichert dem Pol-Pot-Regime alle Unterstützung zu, insbesondere weitere Waffenlieferungen.
Dezember 1978: Bildung der Nationalen Einheitsfront Kampucheas für Nationale Rettung. Der bewaffnete Befreiungskampf erfaßt das ganze Land.
7. Januar 1979: Befreiung Phnom Penhs.
8. Januar 1979: Bildung eines Revolutionären Volksrates.
11. Januar 1979: Die Volksrepublik Kampuchea wird proklamiert. (Kampuchea ist die ursprüngliche Bezeichnung des Landes. Im Deutschen wurde auch Kambodscha verwendet, das auf das französische Cambodge zurückgeht.)

Sie faßten den Beschluß, gemeinsam gegen die amerikanischen Aggressoren zu kämpfen. Nicht zuletzt trug gerade dieses Bündnis dann auch zum Sieg der kampucheanischen Nationalen Einheitsfront am 17. April 1975 bei.
Zur Macht gelangt, ließen Pol Pot und seine Spießgesellen dann ihre Masken fallen. Ihre in der Folgezeit angewandten Methoden glichen denen der maoistischen Politik in ihren extremsten Formen. Sie reichten von der Zwangsarbeit auf dem Land und dem Boykott gegenüber der Intelligenz bis zur physischen Vernichtung Tausender Patrioten. „Beim konkreten revolutionären Kampf unseres Landes haben wir das Gedankengut von Mao Zedong schöpferisch angewendet" – so Pol Pot auf einem Bankett in Peking. Chauvinismus und Aggression, vor allem gegenüber dem sozialistischen Vietnam, waren Pol Pots „schöpferische Anwendung" in der Außenpolitik. Für seine Lakaiendienste wurde das Regime seitens der chinesischen Führung dann auch ausreichend belohnt, unter anderem mit umfangreichen Waffenlieferungen. Innerhalb von drei Jahren rüstete Peking 30 bis 40 Regimenter der kampucheanischen Armee vollständig aus. Geliefert wurden beispielsweise 170-mm-Raketen, Geschütze vom Kaliber 130 mm, MPi AK-47, Schnellboote, Lastkraftwagen, Treibstoffe und Munition. Gleichzeitig wurden Zehntausende chinesische Militärberater nach Kampuchea geschickt. Sie befehligten unter anderem Geschützbedienungen, die vietnamesische Dörfer beschossen, zogen einen Strafdienst auf, der Zivilisten liquidierte.
Der von der chinesischen Führung geschürte und von Pol Pot geführte Grenzkrieg gegen das sozialistische Vietnam blieb allerdings nicht ohne Folgen. Die kampucheanischen Truppen, die bei ihren Raubzügen gegen die Städte und Dörfer Vietnams auf energischen Widerstand stießen, erlitten hohe Verluste. Immer neue Kräfte mußten deshalb aus dem Hinterland nach Osten geführt werden, um die dezimierten Einheiten wieder aufzufüllen.
Auch aus diesem Grund wuchs die Unzufriedenheit des kampucheanischen Volkes mit dem Regime, das seit Beginn seiner Herrschaft gegen das eigene Volk ein System der Sklaverei errichtet hatte.
1975 brachen im Nordosten und Süden die ersten Aufstände aus. Mehrfach gelang es, diese Erhebungen durch blutige Strafexpeditionen zu unterdrücken. Doch die immer offensichtlicher werdenden Niederlagen im Grenzkrieg gegen die vietnamesischen Nachbarn begünstigten neue Aufstände, nunmehr bereits von patriotisch gesinnten Offizieren geleitet. Als schließlich 1978 die Nationale Einheitsfront für Nationale Rettung Kampucheas gebildet wurde, genügten 40 Tage, um das verhaßte, bereits sehr wackelige Regime hinwegzufegen.
In den Mittagsstunden des 7. Januar hißten Soldaten der Befreiungsarmee in Phnom Penh das rote Siegesbanner mit den fünf goldenen Türmen. Nirgendwo in der Stadt stießen die Kämpfer auf Widerstand. Diejenigen, die sie hätten verteidigen können, hatten sich mit Hilfe ihrer chinesischen Gönner aus dem Staub gemacht. Phnom Penh war eine tote Stadt. Doch die Hauptstadt des sozialistischen Kampuchea wird wieder leben. Die Soldaten und die ersten Zivilisten, die nach fast vierjähriger Abwesenheit zurückkehrten, haben geschworen: „Wir werden all den Unrat beiseite schaffen, die Stadt wieder aufbauen, die Pforten der silbernen Pagoden, die Märkte und Schulen wieder eröffnen, die Fabriken wieder in Gang bringen, den Wohnvierteln ein neues Antlitz verleihen und Phnom Penh seine Anmut und Frische wiedergeben."
John Henry
Fotos: Zentralbild



Foto. Ireneusz Sobieszczuk

Unterhaltszahlungen beim Grundwehrdienst

Am 2. März vergangenen Jahres trat eine neue Unterhaltsverordnung in Kraft. Sie regelt die Gewährung von Unterhaltsbeträgen und anderen finanziellen Leistungen an Angehörige der zum achtzehnmonatigen Grundwehrdienst einberufenen Wehrpflichtigen. Dazu erreichen uns immer wieder Anfragen. Mit dieser AR-Information wollen wir – wie im Heft 2/79 versprochen – darauf antworten. Dabei beziehen wir uns auf die im Gesetzblatt der DDR, Teil I/1978, Nr. 12 veröffentlichte Unterhaltsverordnung und die dazu erlassene 1. Durchführungsbestimmung.

Wie hoch sind die Unterhaltsbeträge für Ehefrauen und Kinder von Soldaten im Grundwehrdienst und wonach richten sie sich?
Gerlinde Markert, Bischofswerda

Es gelten folgende Grundsätze:
1. Monatlich 250 Mark Unterhaltsbetrag für Ehefrauen werden gewährt, wenn dem Haushalt mindestens ein Kind unter 16 Jahren angehört. Das gleiche gilt, wenn sich die Ehefrau im Schwangerschafts- oder Wochenurlaub befindet, noch zur Schule geht bzw. im Direktstudium steht und deswegen keine Berufstätigkeit ausüben kann, sich in der Berufsausbildung befindet und nur Lehrlingsentgelt bekommt oder Invalide ist bzw. einen im Haushalt lebenden ständig pflegebedürftigen Familienangehörigen zu betreuen hat.
2. Monatlich 300 Mark Unterhaltsbetrag für Ehefrauen werden gezahlt, wenn die Ehefrau nachweisbar keine berufliche Tätigkeit ausüben kann und neben dem genannten Unterhaltsbetrag kein weiteres eigenes Einkommen hat. Das trifft beispielsweise zu, wenn nachweislich kein Krippen- oder Kindergartenplatz zur Verfügung steht, die Ehefrau also demzufolge nicht berufstätig sein kann, und kein Anspruch auf Mütterunterstützung oder andere soziale Leistungen gegeben ist.
3. Monatlich 100 Mark Unterhaltsbetrag für Ehefrauen gibt es in allen anderen Fällen.

Darüber hinaus gibt es für jedes unterhaltsberechtigte Kind einen monatlichen Unterhaltsbetrag von 60 Mark. Unterhaltsberechtigte Kinder sind sowohl leibliche als auch an Kindes Statt angenommene, aber auch solche, die die Ehefrau mit in die Ehe gebracht hat und die vom Wehrpflichtigen bis zu seiner Einberufung unterhalten wurden. Gleiches gilt übrigens auch für Kinder, die sich aufgrund von Maßnahmen der Jugendhilfe im Haushalt befinden und vom Wehrpflichtigen bis zur Einberufung unterhalten wurden.

Der Unterhaltsbetrag für die Ehefrau wird in voller Höhe gezahlt, wenn ihr eigenes Nettoeinkommen monatlich 350 Mark nicht übersteigt. Liegt es darüber, werden 50% des Teiles des Nettoeinkommens, der 350 Mark übersteigt, auf den Unterhaltsbetrag angerechnet. Dazu ein Beispiel: Nehmen wir an, zum Haushalt gehört ein Kind unter 16 Jahren und die Ehefrau hat ein eigenes Nettoeinkommen von 560 Mark im Monat. Der Berechnung wird zunächst ein Unterhaltsbetrag von 250 Mark zugrunde gelegt. Da jedoch das Nettoeinkommen mit 210 Mark über der Freigrenze von 350 Mark liegt, werden 50% dieser 210 Mark (also 105 Mark) auf den Unterhaltsbetrag angerechnet. Demnach wird er nicht in voller Höhe gezahlt, sondern macht 145 Mark (250 minus 105 Mark) aus. Rechnet man die 60 Mark für das Kind hinzu, die unabhängig vom Einkommen der Mutter gewährt werden, ergibt sich für die Ehefrau und das Kind ein Gesamtbetrag von 205 Mark. Summa summarum stehen ihr im Monat 765 Mark (560 Mark eigenes Einkommen plus 205 Mark Unterhaltsbeträge) bar auf die Hand zur Verfügung.

Was wird mit der Wohnungsmiete? Muß sie von den Unterhaltsbeträgen bestritten werden oder gibt es dafür irgendwelche Zuschüsse?
Ursula Westermann, Premnitz

Wer als Ehefrau eines Soldaten im Grundwehrdienst neben dem Unterhaltsbetrag über kein weiteres Einkommen verfügt, erhält eine Mietbeihilfe in Höhe des zu entrichtenden Mietbetrages – allerdings ohne die darin enthaltenen Heizungs- und Warmwasserkosten.

Unter Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse können jedoch auch Ehefrauen, die neben dem Unterhaltsbetrag über weiteres Einkommen verfügen, Mietbeihilfen bekommen. Beläuft sich beispielsweise die Miete im Verhältnis zum Einkommen relativ hoch, kann ein Teilbetrag der Miete als Beihilfe gewährt werden.

Wie verhält es sich mit der Mietzahlung bei alleinstehenden Soldaten im Grundwehrdienst mit eigener Wohnung?
Soldat Jens Kurtze

Sie erhalten Beihilfen für die Wohnungsmiete in Höhe des zu entrichtenden Mietbetrages einschließlich der darin enthaltenen Heizungs- und Warmwasserkosten. Des weiteren werden auch die Grundgebühren für Strom- und Gaszähler übernommen. Selbstverständlich trifft alles das nur zu, wenn die Wohnung während des Grundwehrdienstes nicht anderweitig vermietet ist.

Welche Regelung gibt es für jene Fälle, wo ein zum Grundwehrdienst einberufener junger Mann in der elterlichen Wohnung ein Zimmer hat und sich mit einem bestimmten

Betrag an der Mietzahlung der Familie beteiligt hat?
Matrose Klaus-Dieter Wahl

Dazu ist festgelegt, daß Wehrpflichtigen, die mit den Eltern oder Großeltern in einem gemeinsamen Haushalt leben, eine angemessene Mietbeihilfe gewährt werden kann.

Gibt es noch andere Arten von Beihilfen?
Marina Schulz, Weißwasser

Ja. Wehrpflichtige oder ihre unterhaltsberechtigten Angehörigen können ausgehend von den sozialen Verhältnissen Beihilfen für unabwendbare Ausgaben erhalten, wenn sie nicht in der Lage sind, diese Ausgaben aus Unterhaltsbeträgen und sonstigem Einkommen oder aus Vermögen zu bestreiten. So etwa für einen Teil der Heizungs- und Warmwasserkosten, aber auch als teilweisen Ausgleich für eine vorübergehende Minderung des Einkommens der Ehefrau infolge Krankheit.

Können auch Radio- und Fernsehgebühren erlassen werden?
Gisela Carl, Berlin

Ja. Das trifft auf Ehefrauen von Soldaten im Grundwehrdienst zu, die invalide sind oder zu deren Haushalt ein unter 3 Jahre altes Kind bzw. 2 oder mehr Kinder unter 8 Jahren gehören oder die einen im Haushalt lebenden ständig pflegebedürftigen Familienangehörigen betreuen müssen. Ihnen werden, sofern sie Unterhaltsbeträge erhalten und die sonstigen Voraussetzungen für die Gebührenbefreiung gegeben sind, auf Antrag beim zuständigen Postamt sowohl die Gebühren für den Hör- als auch den Fernsehrundfunk erlassen.

Was wird mit den Zahlungsverpflichtungen aus Teilzahlungskrediten und ähnlichem während des Grundwehrdienstes des Ehemannes?
Carmen Riebel, Suhl

Unter Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse können derartige Zahlungsverpflichtungen gegenüber staatlichen und genossenschaftlichen Kreditinstituten, volkseigenen Betrieben, staatlichen Organen und Einrichtungen für die Dauer des Grundwehrdienstes ganz oder teilweise gestundet werden. Das betrifft auch fällige Rückzahlungsraten für Teilzahlungskredite, die beim Kauf von Konsumgütern in Anspruch genommen wurden. Es sei jedoch ausdrücklich darauf verwiesen, daß sich die Möglichkeit der Stundung von Zahlungsverpflichtungen nur auf solche bezieht, die vor der Einberufung zum Grundwehrdienst entstanden sind.

Wo müssen die Unterhaltsbeträge und andere finanzielle Leistungen beantragt werden?
Harry Meschkat, Jena

Unterhaltsbeträge und Beihilfen sind beim Rat der Gemeinde, der Stadt bzw. des Stadtbezirks zu beantragen, in dessen Bereich der Wehrpflichtige seinen ständigen Wohnsitz hat. Das kann sowohl durch den Wehrpflichtigen selbst als auch den Unterhaltsberechtigten geschehen.



INFORMATION

Das war schon:

Musterung
AR 3/78

Innendienst
AR 1–3/79

Das kommt noch:

Eingaben und Beschwerden

Disziplinarbefugnisse und disziplinarische Verantwortlichkeit

Wiedergutmachung

Der Antrag für die Stundung von Zahlungsverpflichtungen ist an die entsprechende Institution zu richten.

Wer zahlt die Unterhaltsbeträge aus?
Rita Clasen, Stendal

Die Räte der Gemeinden, Städte bzw. Stadtbezirke. Die Unterhaltsbeträge und Beihilfen sind steuerfrei und unterliegen nicht der Beitragspflicht zur Sozialversicherung.

Wann beginnt die Zahlung von Unterhaltsbeträgen und wann endet sie?
Karin-Maria Sell, Potsdam

Sie werden ab dem 1. Tag des Monats gewährt, in welchem der Grundwehrdienst beginnt – sofern die Einberufung bis zum 5. Tag des Monats erfolgt. Anderenfalls werden sie für diesen Monat anteilmäßig gezahlt.
Bei Beendigung des Grundwehrdienstes werden die Unterhaltsbeträge für den vollen Monat gezahlt, wenn die Entlassung nach dem 25. Tag des Monats erfolgt. Bei früherer Entlassung werden sie anteilmäßig gewährt.

Was ist zu tun, wenn sich Veränderungen ergeben – beispielsweise, wenn die Ehefrau wieder arbeiten geht?
Kurt Siebert, Karl-Marx-Stadt

Der Wehrpflichtige bzw. die Unterhaltsberechtigten sind verpflichtet, alle Veränderungen, die sich auf die Zahlung oder auf die Höhe der Unterhaltsbeträge und Beihilfen auswirken, innerhalb von 7 Tagen nach Bekanntwerden dem Rat der Gemeinde, der Stadt bzw. des Stadtbezirks schriftlich mitzuteilen. Werden infolge des Unterbleibens solcher Mitteilungen ungerechtfertigt Zahlungen geleistet, so sind diese zurückzuerstatten. Unter die Mitteilungspflicht fallen insbesondere die Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit sowie Veränderungen der Lohn- oder Gehaltsgruppe, der Dauer der Arbeitszeit, des Lohnes innerhalb der Von-Bis-Spanne, des Lohnes durch zentrale Lohnveränderungen bzw. Einführung einer neuen Lohnform, der Steuerklasse bzw. der Bewilligung von Steuerfreibeträgen.



Paarweise, zu dritt oder zu viert ruhen sie auf den Abschußrampen. In Sekunden können sie von dieser Lagerstatt fauchen und dem Leitstrahl der elektronischen Geräte folgen – die Fla-Raketen der TLA. Neben den automatischen Rohrwaffen sind die mit über Mach 2,5 zum Ziel jagenden Fla-Raketen die wichtigste Stütze des Schutzschirmes der Truppen. Sie spielen die erste Geige im Orchester der modernen Truppenluftabwehr (TLA). Und das nicht von ungefähr. Die Bedrohung aus der Luft, der die marschierenden und kämpfenden Verbände der Landstreitkräfte begegnen müssen, sind die überschallschnellen Jagdbomber. Sie greifen mit Geschwindigkeiten bis zu 1,2 Mach bei Flughöhen unter 100 Metern an.

Fla-Raketen sind die Waffensysteme, die am wirksamsten den Tieffliegern Paroli bieten. Die sowjetische Verteidigungsindustrie gab in den letzten Jahren der TLA Fla-Raketenkomplexe, die nicht erst seit dem zerbrochenen Mythos der israelischen Luftwaffe von sich reden machten. Sie zeigten schon in der ersten Generation, als Zwillingssystem auf LKW vom Typ ZIL-151 verlastet, bei der Abwehr der US-amerikanischen Luftangriffe in Vietnam ihre Leistungsfähigkeit. Diese Raketen sind universell einsetzbar und auch auf den Kampfschiffen der sowjetischen Seekriegsflotte als Fla- und Seezielraketen zu finden. Als ortsfeste Luftabwehrmittel sind ihre Startrampen um 360 Grad schwenk-




75



TLA

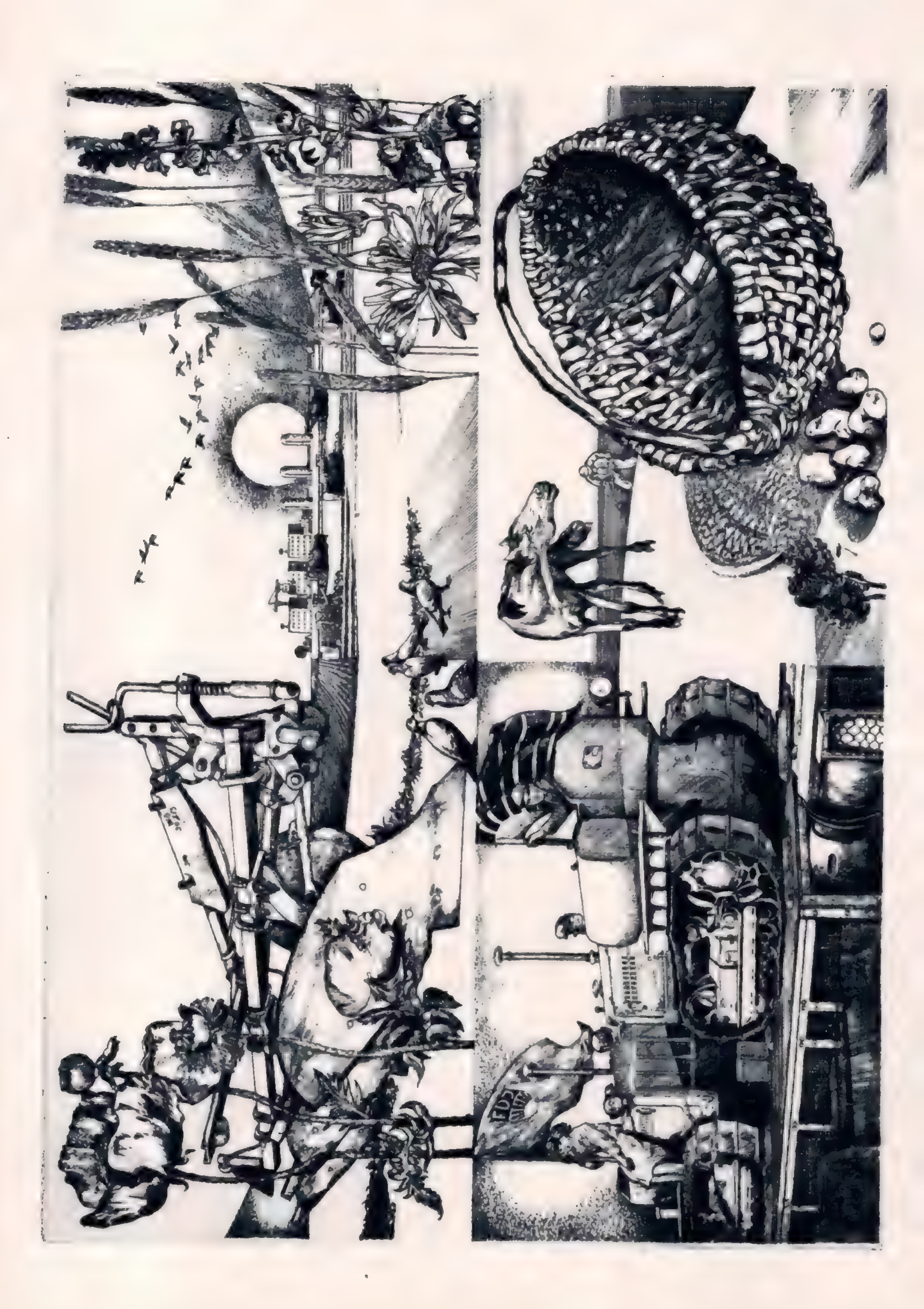


bar. Zwei, drei oder vier Raketen können je nach Beschaffenheit der Rampe gerichtet und gestartet werden. Der nächste Typ dieser Art, auf einem Kettenfahrzeug installiert, hat eine aus vier Feststofftriebwerken bestehende Startstufe. Ebenfalls auf einem Panzerfahrgestell dreh- und schwenkbar aufgebaut ist die Startrampe des Drillingssystems, dessen Raketen nicht zu stören sind und denen nicht ausgewichen werden kann. Hatten die Konstrukteure bereits bei diesen Waffensystemen die Vorzüge der Rakete mit denen des Basisfahrzeuges gekoppelt, so wiederholten sie diese bewährte Methode auch bei den neueren Typen. Sie wählten den bekannten SPW 40 P2 (BRDM-2) als Träger für eine um 360 Grad drehbare und nach der Höhe schwenkbare Startrampe für vier kleine Raketen. Die quaderförmigen Behälter sind „Transportkiste" und Starteinrichtung zugleich. Seit 1974 steht dieses System im Truppendienst.

Die neueste Entwicklung, seit 1975 bekannt, ist der Vierlingskomplex auf einem dreiachsigen Fahrzeug, das sowohl die Abschußrampe als auch den elektronischen Teil mit dem mehrantennigen Radargerät trägt. Damit entfallen spezielle Kommandozentralen oder Funkmeßanlagen auf besonderen Fahrzeugen. Die Zielauffassung, die Freund-Feind-Kennung sowie das Lenken der Raketen sind unmittelbar möglich.

K. E.

Fotos: Getmanenko, Udowitschenko, Kulitschenko, Jakutin



Gerenot Richter, FDJ auf die Traktoren! Kaltnadelradierung

Klatschmohn und Vogelzug, FDJ-Fahnen auf für uns heute etwas altertümlich anmutenden Traktoren, moderne industrielle Anlagen in der Landwirtschaft und Kartoffelhacke, Dreischarpflug und handgeflochtener Weidenkorb, Tauben und Pusteblumen, das alles sind Dinge, die Gerenot Richter auf seiner Grafik vereinigt und miteinander in Beziehung setzt. Entwicklungsstufen der Landwirtschaft in unserem Land werden sichtbar. Am Anfang stand der Einzelbauer Endlich auf eigenem Grund und Boden, bestellte er mit Mühe und Schweiß den Acker. Schwerste körperliche Arbeit wurde geleistet, nur wenige Maschinen standen zur Verfügung. Wer Glück hatte, besaß ein Pferd. Da wir Jüngeren diese Zeit nicht oder nicht so bewußt miterlebt haben wie vielleicht unsere Eltern, fühle ich mich bei Bildern dieser Art immer an Strittmatters „Tinko" erinnert, und die Konflikte dieser Jahre werden für mich lebendig.

Im linken oberen Bildteil zeigt Gerenot Richter einen jener Dreischarpflüge, mit denen zu Beginn der fünfziger Jahre viele Maschinen-Traktoren-Stationen ausgerüstet wurden; Ausdruck des Bündnisses zwischen Arbeiterklasse und werktätigen Bauern. Die ersten Traktoren aber kamen aus der Sowjetunion. Auch später lieferten uns die Freunde diese wichtigen Zugmittel. Heute kooperieren wir eng bei der Entwicklung und dem Bau hochproduktiver landwirtschaftlicher Maschinensysteme. Damals wie heute sind es vorwiegend junge Menschen, die dem Neuen Bahn brechen, die die neue Technik beherrschen lernen und sie zum Wohle aller nutzen. Es sei nur erinnert an die Trockenlegung der Wische, den Jüngeren sicherlich nur noch durch „Egon und das achte Weltwunder" von Joachim Wohlgemuth bekannt, oder das zentrale Jugendobjekt Erntetechnik, bei dem vor allem viele Lehrlinge und Studenten in jedem Jahr um eine möglichst verlustlose Einbringung der Ernte ringen. Solche Gedanken assoziiert der Grafiker im rechten oberen Bildteil, in dem ein Mähdrescherkomplex den Vordergrund für ein sein Antlitz veränderndes Dorf bildet. Moderne komfortable Wohnungen entstehen und verdrängen die einzelnen Gehöfte. Silotürme geben der Landschaft ihr Gepräge. Der Mensch verändert die Natur, ohne sie zu zerstören. Er gestaltet sie nach den Prinzipien der Schönheit. Hier gelingen dem Künstler poetische Bilder. Der untergehende Sonnenball zaubert eine eigenartige Stimmung, die ersten Gänse sammeln sich schon zum Flug nach dem wärmeren Süden, und immer wieder sind es Blumen und Tiere, die das Bildgefüge beleben, die den Ideengehalt der dargestellten Dinge vertiefen und die einzelnen Bildteile miteinander verbinden.

Eigentlich hat Gerenot Richter vier einzelne Bilder kombiniert. Verbunden sind sie durch die Grundidee und kompositorische Mittel. Die Konvex- bzw. Konkavwölbungen der Felder in den oberen und unteren Bildteilen ziehen sich über die gesamte Breite des Blattes. Linien und Formen setzen sich in den einzelnen Bildteilen fort oder finden ihre Entsprechung. Zum Beispiel setzt die wehende Fahne auf einem der Traktoren die Bewegung der vorderen Pflugschar fort. Beim aufmerksamen Betrachten kann man viele solcher verbindenden Elemente entdecken.

Bestechend an der Grafik ist die klare Linienführung. Bei einer Kaltnadelradierung wird jeder Punkt, jede Linie einzeln mit einer Stahlnadel in die Platte geritzt. Man kann sich vorstellen, wieviel Zeit und Mühe der Künstler aufgewandt hat, um die unzähligen Linien und Strukturen zu zeichnen. Der Druck selbst ist ebenfalls kompliziert und trägt wesentlich zum Gelingen einer Radierung bei. Mit einem Ledertampon oder einer Walze wird Farbe in die feinen Rillen gedruckt und danach die auf der Oberfläche befindliche Farbe mit Wischgaze und dem Handballen klargewischt. Mit einer Tiefdruckpresse wird danach unter hohem Druck die Farbe aus den Linien auf angefeuchtetes Papier wieder herausgehoben.

Dieses Verfahren ist bereits seit dem 15. Jahrhundert bekannt und entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte weiter, wurde variiert und verfeinert. Jede Epoche brachte ihre Meister auf dem Gebiet der Radierung hervor. Prof. Dr. Gerenot Richter, der sich die Möglichkeiten dieser Technik angeeignet hat und sie meisterhaft beherrscht, vermittelt sie künftigen Lehrern für Kunsterziehung an der Berliner Humboldt-Universität.

Dr. Sabine Längert



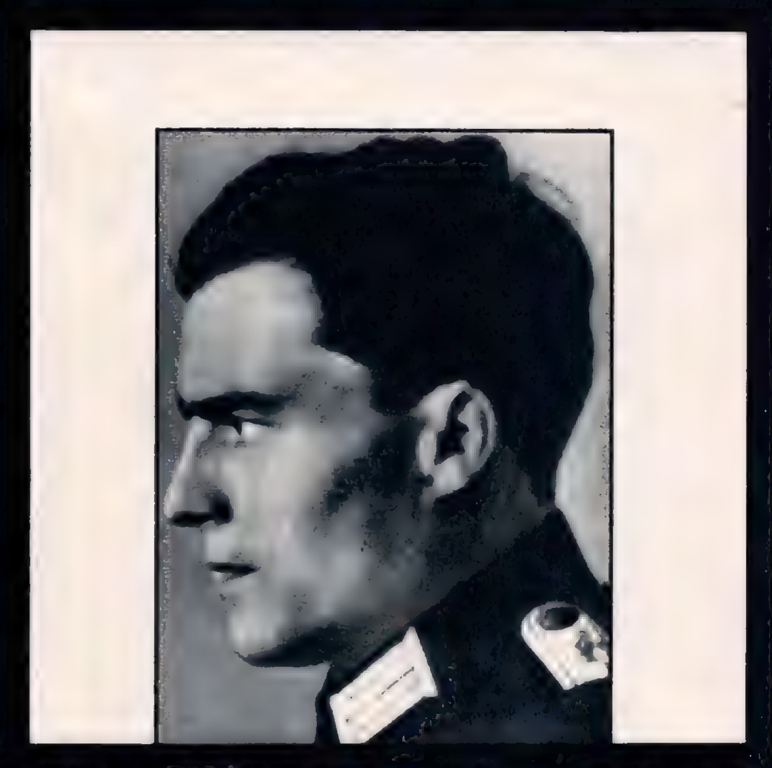
In den Morgenstunden des 20. Juli 1944 startet auf dem Flugplatz Rangsdorf bei Berlin ein zweimotoriges Kampfflugzeug vom Typ He 111. An Bord der Maschine befinden sich der Oberst im Generalstab Claus Graf Schenk von Stauffenberg und sein Adjutant, Oberleutnant Werner von Haeften. Ihr Ziel ist die „Wolfsschanze", wie Hitlers Hauptquartier in der Nähe von Rastenburg (heute Ketrzyn, VR Polen) genannt wird.

Stauffenberg ist seit dem 1. Juli Chef des Stabes beim Befehlshaber des Ersatzheeres. In dieser Eigenschaft hat er dem „Führer" Bericht über die Aufstellung sogenannter Volksgrenadierdivisionen zu erstatten. Neben den dafür notwendigen Unterlagen führen er und sein Begleiter je einen Sprengsatz mit sich, zwei Kilo schwer, Spezialsprengstoff, englischer Zünder. Seit Monaten ist ein Attentat auf Hitler geplant . . .

Die Ausarbeitung des Planes „Walküre" war nach der Niederschlagung der Hitler-Truppen in der Schlacht bei Kursk im August 1943 beendet worden. Hitler hatte ihn angesichts der großen Zahl ausländischer Zwangsarbeiter und Kriegsgefangener in Deutschland sowie der Gefahr feindlicher Luftlandungen bestätigt. Formal sah der Plan den Einsatz des Ersatzheeres für den Fall „innerer Unruhen" vor. Tatsächlich aber war er für einen Staatsstreich gedacht, der den Sturz des „Führers" zum Ziel hatte. Auf das Kennwort „Walküre" sollten nach dem Tode Hitlers die Einheiten des 2,5 Millionen Mann starken Ersatzheeres alarmiert und zu einsatzfähigen Kampfgruppen zusammengestellt werden. Sie sollten wichtige Objekte besetzen und die faschistischen Machtorgane ausschalten.

Ausgearbeitet hatten „Walküre" zunächst der Chef des Allgemeinen Heeresamtes beim Oberkommando des Heeres, General der Infanterie Friedrich Olbricht, und Generalmajor Henning von Tresckow, der erster Generalstabsoffizier bei der Heeresgruppe Mitte war. Später zogen beide Claus von Stauffenberg hinzu. Er wurde bald zu einer zentralen Figur der Verschwörung . . .

Die He 111 mit Stauffenberg an Bord landet an jenem 20. Juli gegen 10.15 Uhr in der Nähe des faschistischen Hauptquartiers. Der Beginn der Lagebesprechung ist für 12.30 Uhr vorgesehen. Stauffenberg gelingt es, in seiner Aktentasche den Sprengsatz unbemerkt durch die scharfen Kontrollen zu bringen und unmittelbar vor der Beratung den chemischen Zünder einzudrücken. In der „Lagebaracke" stellt er die Tasche unter den Kartentisch in die Nähe Hitlers. Unter einem Vorwand verläßt er den Raum wieder. Wenige Minuten später erfolgt die Detonation. Überzeugt davon, daß das



Attentat geglückt ist, tritt Stauffenberg den Rückflug an.
Er trifft gegen 16.45 Uhr in Berlin im Stab des Ersatzheeres in der Bendlerstraße ein, wo sich die Zentrale des Aufstandes befindet. Doch hier hat sich so gut wie noch nichts getan. Man ist ungewiß, unentschlossen. Stauffenberg versichert: „Es hat eine Explosion gegeben, als ob eine 15-cm-Granate eingeschlagen wäre. Niemand in jenem Raum kann mehr leben." Erst jetzt geht man beschleunigt daran, den Plan „Walküre" zu verwirklichen. Doch am Abend wird es offensichtlich: Kaum einer der Befehle aus der Bendlerstraße ist ausgeführt. Die Erhebung ist gescheitert.
Gegen 23 Uhr überwältigen hitlertreue Offiziere Stauffenberg und andere Verschwörer. Von einem Standgericht werden General Olbricht, Oberst Mertz von Quirnheim, Oberst von Stauffenberg und Oberleutnant von Haeften zum Tode verurteilt. Kurz nach Mitternacht wird das Urteil auf dem Hof der Bendlerstraße 11–14 im Licht der Scheinwerfer von Lastkraftwagen durch Angehörige des Wachbataillons vollstreckt. Stauffenberg stirbt mit dem Ruf: „Es lebe das heilige Deutschland!"
Eine Stunde danach ist im Rundfunk Hitlers Stimme zu hören. Er erklärt: „Ich selbst bin völlig unverletzt bis auf ganz kleine Hautabschürfungen, Prellungen oder Verbrennungen. Ich fasse das als eine Bestätigung des Auftrages der Vorsehung auf, mein Lebensziel weiter zu verfolgen, so wie ich es bisher getan habe . . ."
Nach dem mißglückten Attentat und der fehlgeschlagenen Erhebung rast die faschistische Terrorjustiz. Eine 400 Mann starke Sonderkommission der Gestapo nimmt mehr als 7000 Verhaftungen vor. Hunderte werden mit und ohne Gerichtsurteil ermordet. Auch viele „Verdächtige", die mit der Aktion vom 20. Juli gar nichts zu tun hatten, werden verfolgt, gefoltert, getötet . . .
„Die von den Männern des 20. Juli gesetzten Normen gelten für die Bundeswehr . . ." So wurde jedenfalls jüngst in der BRD-Zeitschrift „Europäische Wehrkunde" behauptet. Welche Normen welcher Männer sind es nun, die für die Streitkräfte des deutschen Imperialismus gelten sollen? Wie war es überhaupt zu der Verschwörung gekommen?
Nach den Schlachten von Stalingrad und bei Kursk zeichnete sich die bevorstehende Niederlage der faschistischen Wehrmacht immer deutlicher ab. Im Juli 1944 zerschlug die Rote Armee fast völlig die Heeresgruppe Mitte mit ihren mehr als 50 Divisionen. Am 6. Juni waren endlich auch die westlichen Alliierten der Antihitlerkoalition in der Normandie gelandet. Den Luft-

und Seekrieg hatten sie bereits zu ihren Gunsten entschieden. Hitler hatte also die Hoffnungen, die der deutsche Imperialismus in ihn als „starken Mann" gesetzt hatte, nicht erfüllt. Die Schuld daran, daß nun der Krieg nach Deutschland zurückzuschlagen drohte, wurde allein ihm und seinem Regime in die Schuhe geschoben.
„Die Krise des deutschen Faschismus ist aber nicht nur die Krise einer Clique oder des Staatsapparates allein, sondern die Krise der deutschen Bourgeoisie. Und genauso, wie die italienische Bourgeoisie durch den Sturz Mussolinis sich einen Ausweg zur Sicherung ihrer eigenen Klassenherrschaft zu sichern versucht, ist auch die deutsche Bourgeoisie nicht auf immer und ewig mit Hitler verheiratet, sondern wird alles tun, um, wenn nicht mit Hitler – dann gegen ihn – trotz militärischen Zusammenbruchs und politischer Katastrophe, sich einen kapitalistischen Ausweg zu eröffnen."
So hieß es in einem Material, das die kommunistische Widerstandsgruppe Saefkow-Jacob-Bästlein im Oktober 1943 verbreitete.
Eine Gruppe von bürgerlichen Politikern, Beamten und Offizieren, die durch eine Änderung in der Führungsspitze den Gefahren zuvorkommen wollten, die dem deutschen Imperialismus infolge der faschistischen Katastrophenpolitik drohten, scharte sich um den ehemaligen Leipziger Oberbürgermeister Dr. Carl Goerdeler. „Uns ist klar", so schrieb er im März 1943 in einer seiner Denkschriften, „daß nur eine Monarchie in parlamentarischen Grenzen Deutschland so schnell wie möglich innere Ruhe wiedergeben kann." Und angesichts der Aktivitäten kommunistischer Widerstandsgruppen erklärte er: „Läßt man die Entwicklung untätig weiter fortschreiten, so wird der Radikalismus viel schlimmere Formen annehmen als 1918."
Goerdeler, der die Interessen solcher Konzernbosse wie Krupp, Bosch und Reusch, dem Direktor der Gute-Hoffnungs-Hütte, vertrat, strebte vor allem einen Vertrag mit den Westmächten an, der „es ermöglicht, alle Kriegskräfte des deutschen Volkes auf den Osten zu konzentrieren". Er forderte, daß sich unter der neuen Regierung die deutsche Wehrmacht zum „Kern europäischer militärischer Kräfte" entwickeln sollte, die im Kampf gegen das „bolschewistische Rußland" eingesetzt werden würden.
Und er schlug vor, in Europa eine „Vereinigung antibolschewistischer Kräfte" unter der Führung Deutschlands zu schaffen. Das Ziel sollte darin bestehen, „Rußland allmählich in eine europäische Zusammenfassung einzubeziehen".
An diesen Denkschriften hatte der ehemalige Chef des Generalstabes des Heeres, Generaloberst Ludwig Beck, maßgeblichen Anteil. Und nach ihm ist auch eine Kaserne der BRD-Streitkräfte benannt. Daß die Normen, die von den Männern der Goerdeler-Beck-



Gruppe mit diesen Zielen gestellt wurden, für die Bundeswehr gelten, will man ja gern glauben. Aber gehörten denn alle „Männer des 20. Juli" dieser Gruppe an? Diese Frage stellt sich um so mehr, da sich Goerdeler selbst ja nicht nur in der Gestapo-Haft von Stauffenberg und seinen Ideen distanziert hat.
Stauffenberg, ein Urenkel des fortschrittlichen preußischen Militärreformers Gneisenau, hatte wohl mehr aus einer gewissen Familientradition den Offiziersberuf gewählt. Er war kein Nationalsozialist, aber er lehnte den faschistischen Staat zunächst auch nicht ab. Seine humanistische Bildung und seine Abneigung gegen alles Rohe, Vulgäre und Primitive ließen ihn aber solche Ereignisse wie die „Kristallnacht" verurteilen. 1942 sprach er sich scharf gegen die Ausplünderung und Unterdrückung der polnischen und sowjetischen Menschen in den besetzten Gebieten aus. Das sei „nur dazu angetan, uns die Menschenmassen im Osten zu Feinden zu machen".
Im April 1943 erlitt er eine schwere Verwundung, bei der er das linke Auge, die rechte Hand und zwei Finger der linken verlor. Er hätte nun den Dienst quittieren können. Doch er blieb. „Ich könnte den Frauen und Kindern der Gefallenen nicht in die Augen sehen, wenn ich nicht alles täte, dieses sinnlose Menschenopfer zu verhindern."
So äußerte er sich gegenüber einem Freund.
Nach seiner Genesung wurde Stauffenberg Chef des Stabes bei General Olbricht. Ab Anfang Oktober 1943 nahm er an den Vorbereitungen der Verschwörung teil. Er arbeitete auch die Rundfunkansprachen und Aufrufe um, die von der Goerdeler-Gruppe vorbereitet

worden waren. Nach Stauffenbergs Ansicht sollte nach dem Sturz Hitlers so schnell wie möglich „die Nation zu freier Entscheidung über die künftige Verfassung des Staates aufgerufen werden, für die es eine neue Form zu suchen" gelte. Kriegsverbrechen würden bestraft werden. Als besonders vordringlich sah er den Kampf gegen Hitlers geistiges Erbe an.

Stauffenbergs Vorstellungen von dem neuen deutschen Staat kommen vielleicht am deutlichsten in dem Eid zum Ausdruck, den er kurz vor dem 20. Juli entworfen hatte und den alle Teilnehmer des Umsturzes leisten sollten. „Wir wollen eine neue Ordnung, die alle Deutsche zu Trägern des Staates macht", hieß es darin. „Wir wollen ein Volk, das in der Erde der Heimat verwurzelt, den natürlichen Mächten nahe bleibt, das im Wirken in den gegebenen Lebenskreisen sein Glück und sein Genüge findet und in freiem Stolz die niederen Triebe des Neides und der Mißgunst überwindet."

Zu Stauffenbergs Freunden und Kampfgefährten gehörten die Mitglieder des vom Grafen Helmuth von Moltke geleiteten „Kreisauer Kreises". Dazu gehörten aber auch sozialdemokratische Funktionäre wie Julius Leber, Wilhelm Leuschner, Adolf Reichwein und Hermann Maaß. Über Leber und Reichwein suchte Stauffenberg auch Verbindung zur kommunistischen Widerstandsbewegung, die allein in Brandenburg, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen in fast 90 Städten und Gemeinden fest organisierte Stützpunkte besaß, in denen über 10000 aktive Antifaschisten vereinigt waren.

Stauffenbergs Ziele und Auffassungen stimmten in den wesentlichen Fragen auch mit denen des Nationalkomitees „Freies Deutschland" überein, das auf Initiative der KPD im Juli 1943 in der Sowjetunion gegründet worden war. Das Anliegen Stauffenbergs und seiner Freunde war es vor allem, auf schnellstmögliche Weise den Frieden herbeizuführen. Und zwar an allen Fronten. Die „verbrecherischen und sinnlosen Kriegshandlungen sollten ihr Ende finden". Die Wehrmachtstruppen würden in die Heimat zurückgeführt. Das Gelöbnis der neuen Regierung besagte, „daß sie keines deutschen Mannes Leben mehr einsetzen würde, es sei denn, soweit es unbedingt zum unmittelbaren Schutz der Heimat, der Frauen und Kinder notwendig sei". Eindeutig erteilte er eine „Absage an Eroberungsgelüste und an Bedrohungen anderer Völker".

Der britische Historiker Wheeler-Bennett, alles andere als ein Kommunist, nannte Stauffenberg den „Bamberger Reiter" und bezeichnete ihn als einen Mann, „der einen ethischen Sozialismus mit christlichen Grundsätzen und aristokratischen Traditionen zu verbinden suchte". Sein „Universalismus" gliche „einem Feuerbrand, war der eines Aufwieglers; die Art seines Geistes, seines Gemüts und seiner Erscheinung



die eines Revolutionärs. Er dachte und handelte revolutionär, und nichts spricht für die Annahme, daß er, hätte er sein nächstes revolutionäres Ziel erreicht, auf diesem Wege nicht weitergeschritten wäre. Jedenfalls hätten sich die Ergebnisse aller Wahrscheinlichkeit nach von denen sehr unterschieden, die Beck und Goerdeler bei ihren Putsch-Planungen vorweggenommen oder erhofft hatten . . ."

Und die Normen, die ein Oberst Claus Graf Schenk von Stauffenberg in der Bewegung des 20. Juli setzte, sollen also auch in der Bundeswehr gelten? Ausgerechnet in der Armee eines imperialistischen Staates, in dem von den rund 200 Nazikriegsverbrechern, die dort völlig unbehelligt leben, viele noch immer einflußreiche Positionen innehaben. Eines Staates, der sich im Ergebnis des zweiten Weltkrieges „gebietlich unvollständig" fühlt und Jahr für Jahr neue Rekorde bei den Rüstungsausgaben aufstellt. In dem publiziert wird: „. . . uns fehlt letzten Endes der Krieg." In einer Armee, in der zum Vorbild der Soldaten auch ein Generalfeldmarschall von Rundstedt gemacht wird, der an der Verfolgung der Verschwörer vom 20. Juli 1944 beteiligt war. In der es als „der staatsbürgerlichen Aufklärung und der Berichterstattung über Vorgänge der Zeitgeschichte und Geschichte" dienlich angesehen wird, wenn in Kasernen Traditionsecken mit faschistischen Symbolen und der Karte des „Großdeutschen Reiches" in den Grenzen von 1937 gestaltet werden. Wenn man sich dort des Namens von Stauffenberg bedient, dann kann man das nur als Versuch werten, den wahren Auftrag dieser Streitkräfte zu vertuschen.

Major Horst Schewitza



Fotos: Oldrich Egem



Die Bäckerei im Wald

Seinerzeit, so vor zwanzig, dreißig Jahren, schlugen die „Armeebäcker" im Wald ganz einfach ein Zelt auf, stellten einen Ofen hin, der mit Holz geheizt wurde, rührten in Trögen von Hand den Sauerteig an, und dann – hieß es warten. Geht der Teig auf oder nicht? Wird aus dieser reglosen Mischung von Mehl und Wasser eine lebendige Masse, die zunimmt, gärt? Ein unsicherer und vor allem sehr langwieriger Vorgang.
Heute, im Zeitalter der Raketen, der Überschallflugzeuge und Atom-U-Boote müssen natürlich auch die Rückwärtigen Dienste mit dem Tempo in der Entwicklung der Militärtechnik Schritt zu halten versuchen. Diese Feldbäckerei der Tschechoslowakischen Volksarmee beispielsweise ist innerhalb weniger Minuten gefechts- oder richtiger betriebsbereit. Sowie das Wasser in dem elektrisch beheizten Boiler warm ist, können die „Armeebäcker" sofort mit der Arbeit beginnen. Und schon wenige Stunden später kann sich der Soldat am Anblick und am Duft des ersten, noch heißen Brotes erfreuen.
Übrigens, der „Armeebäcker" von heute darf nicht nur von Mehl und Hefe Ahnung haben. Da der gesamte Arbeits- bzw. Backprozeß weitgehendst mechanisiert ist, muß er sich zuweilen auch als Maschinenschlosser oder Elektromonteur bewähren. Trotzdem oder gerade deswegen bäckt der Bäcker im Walde kein schlechteres Brot als beispielsweise sein Berufskollege in Prag.



Der Fund

Dies geschah Anfang der fünfziger Jahre, zu Zeiten der VP-See, als es die Volksmarine noch nicht gab:
Im Saßnitzer Hafen wurden neue Boote erwartet. Die Pieranlagen waren vorhanden, aber die zukünftigen Liegeplätze befanden sich in einem katastrophalen Zustand. Während der letzten Kriegstage und ersten Nachkriegsjahre waren sie mit dem unmöglichsten Gerümpel verunreinigt worden. Neben einem abgesoffenen Ruderboot lag eine Badewanne, kreuz und quer darüber häuften sich Stahltrossen, Eisenbahnschienen, Schwellen und jede Menge anderer Schrott. Eine schöne Aufgabe für unseren Taucher-Lehrgang! Die theoretische Ausbildung konnte hier gut mit der praktischen verbunden werden. Dies erhöhte die Arbeitsfreude der Genossen.
Unter Wasser befand sich gerade unser Genosse Schütt, klein von Wuchs, ein Pfiffikus, dabei zuverlässig und im Tauchen schon recht geschickt. Plötzlich war er auf etwas gestoßen, was nicht gleich eindeutig zu benennen war. Zuerst vermutete er, daß es sich bei seinem Fund um eine Heringstonne handle, kurz darauf meldete er ein Bierfaß nach oben, danach behauptete er steif und fest, bei dem Ding, das so tief im Kreideschlamm stecke, könne es sich nur um den noch nicht entdeckten Schatz von Claus Störtebeker handeln.
Ich wies ihn an, den Gegenstand so weit vom Schlamm zu befreien, daß er eine starke Leine anbringen könne. Auf der Pier stemmten wir uns dann mit Hauruck und 15 TS in die Leine (1 TS = 1 Taucherstärke). Doch keine Bewegung der Last. 20 TS – keine Bewegung. Nun 25 TS in die Leine – und dieser geballten Ladung männlicher Kraft konnte selbst der zähe Kreideschlamm des Saßnitzer Hafens nicht widerstehen. Er mußte seine Beute freigeben.
Da bat mich der Taucher noch einmal ans Telefon. Er appellierte an mich, ich möge doch dafür sorgen, daß der Schatz ganz im Sinne Claus Störtebekers geteilt werde: „Den Armen das meiste." Er, Schütt, gehöre unbedingt zu den Allerärmsten.



Er würde es mir an seiner Brieftasche beweisen. Ich war jetzt nicht zu Scherzen aufgelegt und ermahnte ihn, er möge die Bergung zügig zu Ende führen.
Noch zweimal kräftig Hauruck, und die Last war an der Wasseroberfläche. Aber, o Schreck, es war keine Heringstonne, es war auch kein Bierfaß, geschweige denn ein Andenken Claus Störtebekers. Es war ein ganz gemeingefährliches Überbleibsel des Krieges. Eine Wasserbombe!
Jetzt war schnelles und richtiges Handeln notwendig. Als erstes: Den Taucher aus dem Wasser holen und ausziehen. Als nächstes: Die Gefahrenzone räumen. Die Genossen bekamen Befehle zur sofortigen Sperrung des gesamten Straßenverkehrs im Hafengelände. „Zwei Mann machen Meldung beim Dienststellenleiter! Zwei Freiwillige bleiben bei mir, um die gefährliche Last auf die Pier zu heben!"
In dem Augenblick begann doch einer über meine Befehle zu diskutieren. Die Meldung an den Leiter käme doch mir zu, und die gefährliche Last sollten andere aus dem Wasser heben.
Ich machte es kurz: „Sie denken wohl, ich gehöre zu denen, die da sagen: ‚Hannemann geh du voran, ich gehe den Dampf ablassen'?"
Mein Eingeständnis, daß auch ich Dampf in der Hose habe, imponierte den Genossen, denn alle verschwanden augenblicklich zur Ausführung meiner Befehle.
Wie eine Tüte roher Eier hoben wir nun zu dritt die Wasserbombe auf die Pier. Da lag sie in der Sonne, friedlich und unschuldig wie eine Jungfrau am FKK-Strand. Wir deckten sie aber schamhaft zu, denn schon intensive Sonneneinstrahlung auf einen stark verrosteten Sprengkörper kann zu katastrophalen Folgen führen. Die Gefahr lag vor allem in dem verrosteten Mantel der Bombe. Nun verließen wir den unheilvollen Ort, und mein Weg führte zum Dienststellenleiter.
Der nächste verfügbare Sprengmeister war in Greifswald zu erreichen. Er hielt unsere bisherigen Maßnahmen für richtig. Die Absperrung mußte beibehalten werden. Aber jegliche Panik vermeiden!
Für den nächsten Tag 08.00 Uhr hatte er sich angesagt, um den Sprengkörper zu beseitigen. Pünktlich erschien er mit einem alten Lieferwagen vom Typ F8. Die Volkspolizei mit Blaulicht und Sondersignal begleitete ihn. Er verlud die Wasserbombe in ein spezielles Polster seines F8. In einer nahe gelegenen Kiesgrube sollte die Sprengung erfolgen. Sicherlich waren wir ein eigenartiger und für heutige Verhältnisse unvorstellbarer Konvoi. Am Anfang der Wagen mit Blaulicht und Sondersignal, dann der komische F8 und im offenen LKW vom Typ H3A fünfundzwanzig Matrosen. 20 Stundenkilometer betrug unser Tempo durch die Stadt.
Die hübschen Saßnitzer Mädchen wurden an diesem Vormittag von ihren Matrosen schwer enttäuscht. Keiner winkte, keiner lachte ihnen zu. Alle machten Gesichter wie Nieselpriem.
Schließlich erreichten wir die Kiesgrube. Die in der Nähe arbeitenden Bauern wurden aufgefordert, ihr Feld kurzfristig zu verlassen und ihre Pferde fest an die Kandare zu nehmen. Das gesamte Gebiet wurde von uns abgesperrt. Der Sprengmeister bereitete indessen die Sprengung vor, brachte sich selbst in Sicherheit und schoß auch gleich eine rote Leuchtkugel ab. Eine mächtige Detonation erschütterte die Luft, doch da folgte schon die Leuchtkugel grün. Wie im Sternmarsch bewegten wir uns mit den Bauern gemeinsam an die Sprengstelle. Unser H3A hätte in dem Krater bequem Platz gehabt. Die Bauern freuten sich über den vielen Kies und meinten, bei Gelegenheit könnten wir wieder einmal vorbei kommen.
Unsere Rückfahrt vollzog sich in gelöster Spannung. Voll Freude besangen unsere Matrosen „die schwarze Maria mit den blauen Äugelein", und das „Köhlerliesel" bekam überhaupt keine Ruhe. Den Saßnitzer Mädchen winkte man wieder zu, diese wiederum freuten sich, daß sie „ihre Seemollis" so wie sie sie kannten und liebten, wieder hatten.
Was sie jedoch nicht von den Gesichtern unserer Genossen ablesen konnten, war die Zufriedenheit darüber, etwas Gutes getan zu haben für sich, für ihr Garnisonstädtchen, ja, für ihre ganze Republik.
Oberleutnant zur See a. D. Kurt Seliger



Wie ich Karl Marx „kennen" lernte

Fast zwei Stunden schon war ich unterwegs, um die erste Ausstattung an Büchern für die neueinzurichtende Kommandobibliothek von der Grenzkommandantur abzuholen. Wie freute ich mich, wenigstens einige Stunden dem Innendienst entronnen zu sein. Auf dem Hinweg war mir das Glück hold, denn auf der Ladefläche des von mir gecharterten holzgasbetriebenen Lastkraftwagens einer Speditionsfirma ließen sich die paar Kilometerchen leichter angehen. Alles lief glatt und sah ganz danach aus, als sollte es ein gemütlicher Sonnabendvormittag werden. Ich pfiff fröhlich, auf einer Holzkiste sitzend, den „Schwarzen Panther", ohne im geringsten an jene Spatzen zu denken, die, weil sie morgens vor Vergnügen trillern, abends von der Katze geholt werden.

Nun befand ich mich auf dem Rückmarsch. So oft ich mich auch umschaute, von einem Fahrzeug weit und breit keine Spur. Wer schon einmal etwa dreißig schwere Bücher sechs Kilometer weit geschleppt hat, noch dazu bei mindestens fünfundzwanzig Grad Hitze, der wird mit mir fühlen und meinen zunehmenden Neid auf die Kameraden im Grenzkommando verstehen. Die Bücher, die in einer über Kreuz zusammengebundenen Decke auf meinem Rücken scheuerten, waren anscheinend einzig und allein dafür gedruckt worden, mich mit jedem Schritt mehr zu ärgern. Immer weniger verstand ich deshalb den alten Hauptwachtmeister, welcher mir in der Grenzkommandantur beim Einpacken geholfen und dabei so getan hatte, als seien sie für uns ein Geschenk. „Nun habt ihr endlich einmal was Gescheites zum Lesen", hatte er mit gewichtiger Stimme gesagt und dann noch gemurmelt, wie leicht es doch die heutige Jugend habe. Dieses „Leichthaben" kam mir nun, da ich schon die zweite große Verschnaufpause am Waldrand einlegen mußte, wie ein Hohn vor. Einige Bücher einfach ins Gebüsch zu werfen ging nicht, dafür sorgte schon ein zweifaches Übergabeprotokoll. Gott sei Dank, daß ich noch ein halbes Päckchen Machorka bei mir trug, das mir unterwegs ein sowjetischer Soldat geschenkt hatte. Anscheinend hatte auch er, genauso wie der Hauptwachtmeister, noch nie in seinem Leben Bücher geschleppt. Wie sonst wäre er auf die Idee gekommen, mir nach einem neugierigen Blick in die Decke freundschaftlich auf die Schulter zu klopfen und mehrfach zu versichern, „Kniga karascho, Lenin, Stalin, karascho!" Dabei waren die meisten der dreißig Bücher tatsächlich von diesen beiden! Bei der auf Taubstummenart geführten Unterhaltung vergaß der sowjetische Kasernenposten, mir einen Streifen von seiner „Iswestija" abzureißen. Schade. Denn nur aus dem Papier dieser Zeitung gedrehte Zigaretten waren der reine Genuß. Außerdem klappte das Machorka-Rauchen dann erst richtig. Deshalb mußte ich nun nach jedem Zug an der Selbstgedrehten gleichzeitig wie ein Glasbläser pusten, damit das Durchschlagpapier vom Übergabeprotokoll nicht Feuer fing.

Mittlerweile schlug die Glocke der kleinen Dorfkirche Mittag, und ich weiß nicht mehr, zum wievielten Male ich den Packen Bücher mit Schwung in den Straßengraben beförderte, um darauf auszuruhen. Diesmal jedenfalls löste sich der Deckenknoten, und ringsumher verstreut lagen „Ausgewählte Werke" neben der „Geschichte der KPdSU (B)", zwischen „Materialismus und Empiriokritizismus", wie ich nur stotternd lesen konnte. Ich nahm „Das Kapital" zur Hand. Gemessen an den anderen Titeln schien mir dieser der einfachste von allen. „Relative Wertform und Aequivalentform sind einander gehörige, sich wechselseitig bedingende unzertrennliche Momente" las ich mehrfach und erschlug dabei von Zeit zu Zeit lästige Mücken, die es wagten, mein Klassikerpremierenstudium zu stören. Immerhin gehörte ich jetzt zu den ersten des Grenzkommandos mit marxistischer Vorbildung, beruhigte ich mich, nachdem ich diesen Satz zum Angeben auswendig gelernt hatte. Solcherart beflügelt, meldete ich dem Kommandoleiter persönlich meine Rückkehr und durfte dafür gleich den Inhalt meiner Decke auf ein selbstgebasteltes Wandbrett stellen, das – neben den kreppapierenen Gardinen des Klubraumes hängend – ein rechter Blickfang war.

Nun waren mir die dicken, schweren Bücher bedeutend sympathischer, ich brauchte sie bloß noch zu studieren. Anstrengender, so glaubte ich jedenfalls damals, konnte es gar nicht mehr werden.

Major Kurt Frotscher



Da staunste, wa!

Das Staunen ist eine durch und durch menschliche Eigenschaft. Ein Hund zum Beispiel, wenn er was Fremdes sieht, blafft – und dann, je nachdem, reißt er aus oder geht zum Angriff über. Aber der Mensch bleibt stehen und staunt.

Verschieden ist bloß: worüber. Zum Beispiel vor der Maiparade '74. Ein Opa, den Spazierstock in der Hand, vollführte seine Morgenpromenade und blieb da stehen, wo unser Panzer stand. Und unserm Großmaul, als er Opa'n sah, schmolz das Tankistenherz wie Vaseline. Er rief geschmeichelt und mit Gönnermiene: „Da staunste, wa!"

Zugegeben, daß das kein Zeichen von übergroßem Respekt war. Aber vorher war Übung, was mein'se, wie unser Panzer verdreckt war. Drei Tage haben wir rumgestriegelt an unserm edlen Traber. Und unser Alter sagt immer bloß dann, wenn was nicht hinhaut: Da staun ich aber!

Der Opa freilich nickte still-bescheiden. Und unser Großmaul sprang aufs Trottoir, denn Leute, die ihm zuhör'n, kann er leiden. Dann legt er los von NATO-Kriegsgefahr und agitiert den alten Großpapa, mir war's schon richtig peinlich, und dann rief er: „Wir schützen euch vor all dem Ungeziefer! Da staunste, wa!"

Ich weiß nicht, wer da mehr staunte, der Opa oder wir. Unser Großmaul steht nämlich sonst in Polit auf vier. Und hier auf einmal, wo's keiner verlangt, da steht er und zitiert den Lieblingsspruch von unserem Politstellvertreter. Da sprach der Alte: „Richtich, Junge, gloob ma. Bloß, daß ick staunen soll bei dein' Bericht, dis is zuviel verlangt von so 'nem alten Opa, nee, den Gefallen tu ick dir nu nicht. Denn deinen Auftrag in de NVA, den haben nämlich unsere Jenossen vor 35 Jahren schon in Bern* beschlossen. Da staunste, wa!"

Karl-Heinz Tuschel

---

* Gemeint ist die Anfang 1939 nahe bei Paris stattgefundene „Berner Konferenz" der KPD, in deren Beschluß es u. a. hieß: „Die neue demokratische Republik wird ... den Faschismus mit der Wurzel ausrotten ... und sich ... in der Armee, der Polizei und im Beamtenapparat zuverlässige Verteidiger der demokratischen Freiheiten und der demokratischen Volksrechte schaffen."

Illustrationen: Fred Westphal

Mit Blick auf den 30. Jahrestag der DDR kramte Oberst K. H. Freitag in Schränken und Schubladen und berichtet in dieser Beitragsfolge

Was • einem so • in die Hand kommt (14)



„Major Günther Wirth, genannt ‚Wibbel'..."

Es hatte sich allerhand getan. Der AR-Sportteil war in die Hände eines wirklichen Sportlers übergegangen. Nunmehr zeichnete Major Günther Wirth, genannt „Wibbel" und bis vor kurzem noch Kapitän unserer Fußball-Nationalmannschaft sowie des FCV, für ihn verantwortlich. Oberstleutnant Hans-Jürgen Usczeck war Chefredakteur geworden, ich sein Stellvertreter.

Im September 1966 hatte die „Armee-Rundschau" eine Manöver-Premiere besonderer Art: Für die sowjetischen, tschechoslowakischen, ungarischen und DDR-Teilnehmer am Manöver „Moldau" gaben wir ein viersprachiges Sonderheft heraus, das Verteidigungsminister Armeegeneral Heinz Hoffmann wenig später „einen wertvollen Beitrag zur Festigung des Waffenbündnisses" nannte. Es geschah dies in seiner Festansprache zum 10. Geburtstag des Soldatenmagazins am 1. November 1966. „Sie dürfen stolz auf das Erreichte sein", sagte der Minister zu uns – wozu er auch die Tatsache zählte, daß die auf mehrere hunderttausend Exemplare gestiegene monatliche Auflage „wie ein Riese im Verhältnis zu den wenigen tausend von 1956/57 steht. Im Volksmund heißt es: Von nichts kommt nichts. Deshalb sollte sich das Kollektiv der Redaktion bei der weiteren inhaltlichen und gestalterischen Verbesserung des Soldatenmagazins stets von den Beschlüssen der Partei leiten lassen, unermüdlich nach höheren politischen und journalistischen Kenntnissen streben und sich nie mit dem erreichten Stand zufrieden geben." Ganz besonders legte er uns nahe, „den sozialistischen Internationalismus, die Waffenbrüderschaft, die gemeinsame Verantwortung für die Sicherung des Friedens und die entschiedene Verteidigung des sozialistischen Vaterlandes zur Herzenssache aller Leser zu machen".

Eine äußerst bedeutsame Aufgabe, wenn ich mich nur einiger Ereignisse in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre erinnere.

In Vietnam tobte immer noch Krieg. Jedoch verloren die amerikanischen Aggressoren mehr und mehr die strategische Initiative, so daß sie ihre Bombardements gegen das sozialistische Vietnam 1968 einstellen mußten. Am 5. Juni 1967 war Israel über drei arabische Nachbarstaaten hergefallen. Aber es konnte sein Endziel, die Vernichtung Syriens, Jordaniens und Ägyptens, nicht erreichen. Der erstarkte Sozialismus setzte dem imperialistischen Machtstreben Grenzen.

Die Ideen von Marx, Engels und Lenin sowie der real existierende Sozialismus hatten auf allen Kontinenten an Anziehungskraft gewonnen. Die Konterrevolution setzte fortan besonders darauf, den Sozialismus von innen her zu zersetzen – mit „Ratschlägen" zu seiner „Verbesserung", mit der Parole vom „demokratischen Sozialismus". Anvisiert wurden namentlich die DDR, die ČSSR,



„Gaben wir ein viersprachiges Sonderheft heraus . . ."







Polen und Ungarn. Jedoch verlagerte sich das Schwergewicht zunehmend auf die ČSSR, wo antisozialistische Kräfte seit mehreren Jahren immer offener aufgetreten waren. Im Abriß „Geschichte der SED" lese ich: „Sie hatten wirtschaftliche Schwierigkeiten und herangereifte, jedoch nicht rechtzeitig beantwortete und gelöste Probleme des sozialistischen Aufbaus zum Vorwand genommen, um heftige Angriffe gegen die KPČ zu richten, ihre führende Rolle in Staat und Gesellschaft zu untergraben und die Grundlagen der sozialistischen Ordnung zu erschüttern. In staatlichen Organen, Massenmedien, gesellschaftswissenschaftlichen Einrichtungen und Künstlerverbänden hatten diese Kräfte wichtige Positionen besetzt und Teile des Volkes, vor allem Angehörige der Intelligenz, kleinbürgerliche Schichten und Studenten, unter ihren Einfluß gebracht."

Der Zufall hatte mich mit einem solchen Menschen zusammengeführt. Während eines Aufenthaltes in Prag war ich zu einer Wochenendfahrt in die nähere Umgebung eingeladen worden. In die frohe Runde, die sich in einem malerisch gelegenen Holzhäuschen bei Kaninchenbraten und Pilsener Bier zusammengefunden hatte, brach ein „Schriftsteller" ein. Gerade aus London zurückgekommen, wo er sich auch vor den Fernsehkameras der BBC produziert hatte, verstieg er sich so weit, faschistische Lieder anzustimmen. Dieser Arnos L. war 1968 einer der Drahtzieher der Konterrevolution, traf sich am Wenzelsplatz mit Agenten westlicher Geheimdienste und flüchtete später nach Israel, wo er – wie mir tschechoslowakische Genossen sagten – Offizier der Aggressionsstreitkräfte wurde.

Sommer 1968.

Die Lage spitzte sich zu. Regierungsbeauftragte der USA und der BRD verhandelten in Prag mit den Konterrevolutionären. Ihr Ziel: Die ČSSR aus dem Warschauer Vertrag und dem RGW herauszulösen, sie dem imperialistischen Wirtschaftssystem einzuverleiben. Öffentlich wurde die KPČ als „Partei von Verbrechern" beschimpft. Im BRD-Fernsehen erklärte ein führender Anti-



„10. Geburtstag des Soldatenmagazins"



kommunist, es „läge durchaus in der Logik der Dinge, wenn eines Tages in der Tschechoslowakei ein, sagen wir, Sozialdemokratismus die Zügel übernähme". Auf einer Kundgebung in Prag wurde neben der USA-Flagge die Losung getragen: „Es lebe die Freiheit!" Die militärische NATO-Planung sah vor, Anfang September 1968 in Grenznähe zur ČSSR große Manöver der Bundeswehr und der 7. USA-Armee durchzuführen: auf einen „Hilferuf" der antisozialistischen Kräfte sollten die dort konzentrierten Truppen in die ČSSR einmarschieren.
Am 3. August 1968 trafen sich in Bratislava die führenden Vertreter der Bruderparteien aus Bulgarien, der DDR, Polen, der ČSSR, der UdSSR und Ungarn. In einer Erklärung taten sie kund:
„Es ist die gemeinsame internationale Pflicht aller sozialistischen Länder, diese Errungenschaften, die dank den heldenhaften Anstrengungen und der selbstlosen Arbeit eines jeden Volkes erkämpft wurden, zu unterstützen, zu festigen und zu verteidigen . . . Sie werden es niemals und niemandem erlauben, einen Keil zwischen die sozialistischen Länder zu treiben, die Grundlage der sozialistischen Ordnung zu untergraben."
Eine Karteikarte dient mir als Erinnerungsstütze.
Darauf ist jener Brief an die „Prawda" erwähnt, mit dem sich 99 Arbeiter des Prager Automobilwerkes für die Freundschaft mit der Sowjetunion und gegen den Antisowjetismus ausgesprochen hatten; sie sahen sich darob einer zügellosen Mordhetze ausgesetzt.
Andere Notizen verweisen auf die zunehmende Besorgnis standhafter tschechoslowakischer Kommunisten über die konterrevolutionäre Entwicklung, auf persönliche Gespräche mit Genossen unserer Prager Bruderredaktionen, in denen sie zum Ausdruck brachten, daß es höchste Zeit sei, dem gefährlichen Treiben ein Ende zu machen.
Daten, Fakten und Zitate erinnern daran, daß die ČSSR an den Rand eines Bürgerkrieges geraten war, daß die Fundamente des Sozialismus direkt bedroht und teilweise schon liquidiert waren. Dann die 473 Worte jenes Aufrufes verantwortungsbewußter Kommunisten, Arbeiter, Abgeordneter, Partei- und Staatsfunktionäre, mit dem sie ein Hilfeersuchen an die UdSSR und die anderen verbündeten Staaten richteten – einschließlich der Hilfe durch bewaffnete Kräfte. So betraten am 21. August 1968 Einheiten der Sowjetarmee, der bulgarischen Streitkräfte, der Nationalen Volksarmee der DDR sowie der polnischen und ungarischen Volksarmee das Territorium der ČSSR.
„Freunde helfen Freunden" war im Informationsblatt eines daran beteiligten Verbandes der NVA zu lesen, das mir in die Hand kommt. Es erschien jeden Tag, über viele Wochen. Soldaten gaben ihr Bekenntnis ab für die internationalistische Aufgabe, die ihnen übertragen war. Von vielfältigen Bewährungsproben wurde berichtet, vom militärischen Alltag in einer entscheidungsreichen Zeit.



Nr. 19 Politabteilung 22.08.1968

Freunde helfen Freunden



Wenn ein Mensch in Not gerät, so wird ihm sein Freund helfen, die Not zu überwinden. Eben dies zeichnet die Freundschaft aus. Es ist Kameradschaft, gegenseitiges Verstehen und Helfen, Beistehen und Unterstützen.

Nicht anders ist es bei den Völkern, die durch gleiche Ideen und Ziele, durch gleiche politische, staatliche und ökonomische Grundlagen miteinander verbunden sind. Brüderlich vereint verfolgten sie ihre eigenen, einander gleichen Ziele: Schaffung einer neuen glücklichen Zukunft ihrer Völker und Länder, wenn Karl M a r x (1848) formulierte: "Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!", weil von ihm die gemeinsame Kraft der Arbeiterklasse richtig eingeschätzt wurde und er voraussah, daß nur diese Gemeinsamkeit den Klassenfeind in seine Grenzen verweisen und zum Abtreten zwingen kann. Ernst Thälmann prägte 80 Jahre später den Satz: "Fünf Finger bilden eine Faust, einzeln sind sie besiegbar, vereint aber eine Kraft!"



Im Informationsblatt eines Verbandes der NVA . . .

Bitten um Aufnahme in die Partei der Arbeiterklasse fanden sich fast jeden Tag. Hundertfach erklärten sich Soldaten bereit, freiwillig über die 18 Monate hinaus zu dienen und ihre Klassenpflicht zu erfüllen. Von im Mai einberufenen Genossen war zu lesen, die noch keinen Tag Urlaub hatten erhalten können und nun erst recht keine Aussicht darauf hatten. Für die Hilfsaktion eilten Soldaten von den Flitterwochen ins Feldlager, verschoben andere ihre nach der Herbstentlassung geplante Studienaufnahme. In Korrespondenzen war die Rede von Betriebskollektiven und Hausgemeinschaften, die sich um die Soldatenfamilien daheim kümmerten. Briefe wurden wiedergegeben, in denen Mütter und Väter, Ehefrauen und Arbeitskollegen den Soldaten im Wald Mut machten, ihnen für ihre Einsatzbereitschaft und ihr aktives Handeln dankten. Und immer wieder Berichte über die Sorge der Partei-, Staats- und militärischen Führung für die ihren Klassenauftrag erfüllenden Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere, über warmherzige Gespräche des Verteidigungsministers und seiner Stellvertreter mit den Genossen. Die Hilfe der Sowjetunion und anderer sozialistischer Bruderländer war zur rechten Zeit erfolgt. Wie alle vorangegangenen erlitt auch der neuerliche Versuch des Imperialismus, die Gemeinschaft der sozialistischen Staaten zu zerstören und ihre Macht zu schwächen, ein Fiasko. Wieder einmal war der Frieden gerettet worden. Und es gilt zweifelsohne auch heute noch, was im August 1968 in dem schon genannten Informationsblatt eines Verbandes der Nationalen Volksarmee geschrieben stand: „Der Konterrevolution, ihren Helfern und Hintermännern, wird kein Fußbreit Boden überlassen, wird kein Spalt zum Eindringen bleiben. Der Sieg des Sozialismus ist gewiß."

(Wird fortgesetzt)


32


ar


Foto: Günter Sprengel

Kampfhubschrauber

Unter dem Stichwort „Kampfflugzeuge" findet man im Militärlexikon auch diese Erklärung: „Kampfflugzeuge mit rotierenden Tragflügeln sind vorrangig Kampfhubschrauber, die mit Kanonen, gelenkten oder ungelenkten Raketen, Bomben oder Brandmittelbehältern bewaffnet sein können." Demgegenüber unterscheiden zahlreiche Fachleute bewaffnete Mehrzweckhubschrauber und ausgesprochene Kampfhubschrauber. Während erstere hauptsächlich für den Transport von Truppen samt Ausrüstung sowie zur gelegentlichen Waffenunterstützung der zu landenden oder gelandeten Truppen gedacht sind, haben die Kampfhubschrauber ausschließlich Aufgaben als Waffenträger zu erfüllen. In der Praxis haben sich aber auch Zwischenlösungen herausgebildet. So können beispielsweise die stark bewaffneten sowjetischen Drehflügler, die als Kampfhubschrauber anzusprechen sind, auch im gewissen Umfang Luftlandesoldaten transportieren.

Der Einfachheit halber sollen folgend alle bewaffneten Hubschrauber als Kampfhubschrauber angesprochen werden, dient doch bei allen Typen und Versionen letztendlich die ständig mitgeführte Bewaffnung zur unmittelbaren Lösung eines Kampfauftrages. Auch lassen sich heute so gut wie alle Hubschrauber mit ein- oder mehrläufigen Maschinengewehren der Kaliber 7,62 bis 12,7 mm sowie ein- oder mehrläufigen Kanonen, mit automatischen Granatwerfern bis zu einem Kaliber von 40 mm und mit den verschiedensten Raketen- und Abwurfwaffen ausstatten. Wie Fachleute betonen, kann man damit feste und bewegliche Ziele bis auf eine Entfernung zwischen 1000 und 3000 m bekämpfen und vernichten.

In der Sowjetunion geht die Entwicklung bewaffneter Drehflügler bis auf die Zeit vor dem Großen Vaterländischen Krieg zurück. Damals hatte ein von dem später weltweit bekannten Hubschrauberkonstrukteur N. I. Kamow geleitetes Kollektiv neben anderen Drehflüglern auch den Tragschrauber A-7 mit einem Triebwerk M-22 (360 kW = 480 PS) entwickelt, das dem 2000 kg schweren Fluggerät eine Reisegeschwindigkeit zwischen 40 und 220 km/h verlieh. Für den militärischen Einsatz als Artillerie-Feuerleit-Flugzeug erhielt der A-7 im hinteren Sitz ein MG im Drehkranz. Damit war der erste sowjetische bewaffnete Drehflügler geboren. In der ersten Periode des Krieges war mit diesem Fluggerät eine Staffel unter Major P. G. Trofimow ausgestattet. Sie lag im Raum Smolensk und wurde zur Korrektur des Artilleriefeuers verwendet. Später dienten die A-7 vor allem in der Nacht für Aufklärungsflüge auch im Rücken des Feindes.

Andere Länder setzten im Verlaufe des Krieges ebenfalls einige Drehflügler-Typen ein – meist aber unbewaffnet für Verbindungs- und Aufklärungsaufgaben. Dabei zeigte sich ebenfalls wie in der UdSSR: Die Zeit für den zuverlässigen, ökonomischen und robusten, möglichst auch vielseitig zu bewaffnenden Drehflügler war noch nicht gekommen. Noch machten die zu hohe Eigenmasse und die geringe Tragfähigkeit den Konstrukteuren ebenso zu schaffen wie Probleme der Stabilität und Steuerbarkeit. Noch in den ersten Nachkriegsjahren, als zahlreiche neue, weiterentwickelte Hubschrauber die Werkhallen verließen, hatten sich die Konstrukteure damit zu befassen. Ende der vierziger Jahre begann die Serienfertigung des dreisitzigen Hubschraubers Mi-1 aus dem Hause Mil. Professor Dr. M. L. Mil, der Chefkonstrukteur des neuen Konstruktionsbüros, besaß schon längere Erfahrungen im Umgang mit Drehflüglern. Bei der obengenannten A-7-Tragschraubereinheit war er als Staffelingenieur für die Einsatzbereitschaft der Maschinen verantwortlich gewesen.

Der Hubschrauber Mi-1 wurde für vielfältige Aufgaben in der Land- und Forstwirtschaft, als Zubringer und leichter Transporter sowie als Sportgerät und selbstverständlich auch als militärischer Hubschrauber verwendet. Niemals jedoch war vorgesehen gewesen, diesen leichten, durch das Kolbentriebwerk stark rüttelnden Hubschrauber (wodurch auch das Zielen erschwert wurde) zu bewaffnen. Und dennoch unternahmen es sowjetische Techniker und Offiziere, Panzerabwehrlenkraketen an den Rumpfseiten zu montieren und damit probeweise gepanzerte Ziele am Boden zu bekämpfen. Derartige Versuche gab es auch mit dem leistungsstärkeren Hubschrauber Mi-4 aus dem gleichen Konstruktionsbüro, der ab 1951 als Transporthubschrauber ausgeliefert wurde. In der militärischen Ausführung war der Mi-4 ebenso wie der mit zwei Triebwerken versehene Jakowlew-Hubschrauber Jak-24, auch „Fliegender Waggon" genannt, unter dem Bug mit einem 12,7-mm-Maschinengewehr ausgerüstet. Das war zwar noch keine starke Bewaffnung, aber immerhin konnten von einer geschlossenen Hubschraubereinheit bestimmte Ziele auf der Erde recht wirksam bekämpft werden. Aus inzwischen veröffentlichten Fotos ist bekannt, daß sich die Versuche, den Mi-4 zusätzlich mit Waffen zu versehen, sowohl auf ungelenkte Luft-Boden-Raketen in den Standardkassetten der UB-Reihe (siehe AR 2/79) als auch auf gelenkte Luft-Boden- und Panzerabwehrlenkraketen erstreckten. Als ungünstig für die relativ schwere Bewaffnung (Waffe, Halterung, Munition, Zieleinrichtung usw.) wirkte sich die relativ geringe Tragfähigkeit der Kolbenmotor-Hubschrauber aus, wodurch die Reichweite nicht gerade sehr groß war. Dennoch verstanden es die sowjetischen Konstrukteure, den Mi-4 zum Mi-4MA weiterzuentwickeln und diesen mit einem speziellen Funkmeßgerät sowie Waffen zur Bekämpfung von Schiffen und Booten zu versehen. So läßt sich der Mi-4



1 – Mi-2
2/3 – Mi-4
4 – Ka-25
5 – Jak-24
6/7 – Mi-24



Prinzipdarstellung des Mi-8

1 – Bug-MG
2 – Platz des Kommandanten
3 – Akkumulatoren
4 – Triebwerk
5 – Ausleger für Bordwinde
6 – Transportraum
7 – Ventilator
8 – Schrägstellautomat
9 – Kraftstoff-außenbehälter
10 – Tragschraubennabe
11 – Hauptgetriebe
12 – Hydrauliktafel
13 – Kassetten für Luft-Boden-Raketen
14 – Kraftstofftank
15 – Funkausrüstung
16 – Laderaumluken
17 – Welle zur Heckschraube
18 – Stabilisatoren
19 – Heckschraube
20 – Zwischengetriebe

auch maritim verwenden. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß mit der Mi-4 aus dem geöffneten Heck (dessen Ladeluke ein GAZ-69 oder eine Pak passieren kann) über Rutschen schnell panzergefährdete Gebiete vermint werden können. Dabei fliegen die Hubschrauber ganz dicht über der Erde.

Was bei den Mustern Mi-1 und Mi-4 noch versuchsweise praktiziert wurde, ist bei dem mit zwei Turbinen ausgestatteten Mi-8 bereits serienmäßig vorhanden. Dieser aus dem Mi-4 hervorgegangene Mehrzweck-Transporthubschrauber trägt in der Militärvariante seitlich des Rumpfes Ausleger mit Halterungen für je zwei Behälter UB-16. Somit kann der Hubschrauber insgesamt 64 ungelenkte Luft-Boden-Raketen vom Kaliber 57 mm mitführen – eine nicht zu unterschätzende Feuerkraft. Doch damit nicht genug: Hinzu kommt die Möglichkeit, die Schützenwaffen der an Bord befindlichen mot. Schützengruppe aus speziellen Halterungen gegen Ziele auf der Erde zu richten. Obwohl sich bei dem Mi-8 gegenüber dem Vorgängermuster Mi-4 die geometrischen Abmessungen nicht vergrößerten, ermöglicht der leistungsfähigere, ruhigere, weniger vibrierende Turbinenantrieb eine größere Zuladung. Außerdem ist die Störanfälligkeit geringer. Doch bei diesem Stand blieben die sowjetischen Konstrukteure nicht stehen. Aus der bewaffneten Transportversion Mi-8 entwickelten sie ein weit stärker bewaffnetes Muster, das äußerlich an der Rohrwaffe im Bug und an den größeren seitlichen Halterungen zu erkennen ist. Diese nehmen an jeder Seite drei Behälter UB-32 mit je 32 (!) ungelenkten Raketen (also insgesamt 192 Raketen 57 mm) sowie je Seite zwei Panzerabwehrlenkraketen auf. Damit wurde nicht nur die Panzerabwehrkomponente, sondern die Gesamtfeuerkraft dieses Turbinenhubschraubers verstärkt. Nach wie vor kann der Hubschrauber für Transportaufgaben verwendet werden, wie das während des Winters 1978/79 Hubschrauberbesatzungen unserer Volksmarine und Luftstreitkräfte bewiesen, als es galt, eingeschlossene Gebiete aus der Luft zu versorgen. Wie der Mi-4 eignet sich auch der Mi-8 zum Verlegen von Minen auf dem Gefechtsfeld. Konstrukteure des Mil-Kollektivs leiteten aus dem Mi-8 eine spezielle maritime Version ab. Wie Veröffentlichungen in der sowjetischen Fachliteratur zu entnehmen ist, hat dieser Typ einen bootsartig gestalteten Rumpf, Einziehfahrwerk und Mittel zur U-Bootsuche und -bekämpfung.

Eine ähnliche qualitative Weiterentwicklung wie vom Mi-4 zum Mi-8 gab es prinzipiell auch bei dem Ende der fünfziger Jahre vollzogenen Schritt vom Mi-1 zum Mi-2. Dieser Hubschrauber wird auf der Grundlage eines Regierungsabkommens zwischen der UdSSR und der VR Polen seit 1965 nur in Mielec/Polen in Serie gebaut. Der ursprünglich nicht als Waffenträger vorgesehene Hubschrauber wurde zu einem bewaffneten Drehflügler mit Mehrzweckcharakter weiter entwikkelt. Erstmals waren anläßlich des 30. Jahrestages der VR Polen bewaffnete Mi-2 zu sehen. Nach Angaben der Zeitschrift „Lotnicza i Astronauticzna" sind folgende Bewaffnungsvarianten möglich: Je eine Panzerabwehrlenkrakete rechts und links des Rumpfes, außerdem zwei bis drei 23-mm-Kanonen, zwei UB-16-Behälter für je 16 ungelenkte Luft-Boden-Raketen des Kalibers 57 mm und zwei 7,62-mm-Maschinengewehre seitlich des Rumpfes. Darüber hinaus können schwere Maschinengewehre in den Seitenfenstern installiert werden, Kanonen und Maschinengewehre seitlich des Rumpfes, je eine maritime Abwurfwaffe seitlich des Rumpfes und Mittel zur Suche von U-Booten.

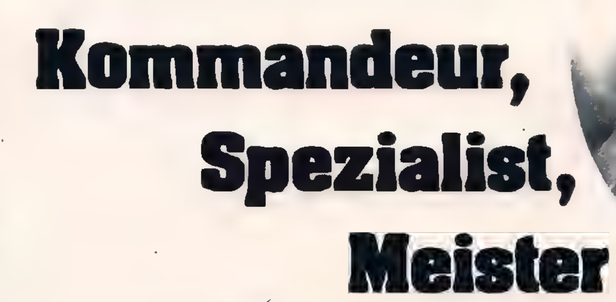
Auf den großen sowjetischen U-Jagdschiffen sowie U-Jagdkreuzern der Moskwa/Leningrad- sowie Kiew/Minsk-Klassen leistet seit Jahren der Hubschrauber mit Turbinenantrieb Ka-25 aus dem Hause Kamow hervorragende Dienste. Typisch für diesen mit großem Radargerät unter dem Bug sowie mit diversen U-Jagd- und U-Boot-Vernichtungsmitteln ausgestatteten Drehflügler sind die beiden gegenläufigen Tragschrauben, die übereinander angeordnet sind.

Den Höhepunkt der Entwicklung der Kampfhubschrauber bildet der Mil Mi-24, mit dem am 18. Juli 1975 die Fliegerin Galina Rastorgewa die Rekordgeschwindigkeit von 334,464 km/h erzielte. Was ist äußerlich neu an diesem Hubschrauber, der seine Verwandtschaft mit dem Mi-8 nicht leugnen kann? Da ist die stark verglaste Kanzel mit dem MG im Bug, die die beiden Hubschrauberführer und den Schützen aufnimmt. Dahinter schließt sich ein Raum für die Luftlandesoldaten an. Kurze Stummelflügel mit stark nach unten gezogenen und um 90° gewinkelten Enden mit insgesamt je vier Aufhängepunkten für UB-32, Bomben, Raketen oder Panzerabwehrlenkraketen deuten an, daß damit die Tragschraube im oberen Geschwindigkeitsbereich entlastet wird. Das Innere des Hubschraubers ist mit Hilfe breiter geteilter Klapptüren (untere Hälfte als Treppe ausgebildet) schnell zu besteigen und zu verlassen. Der aus drei Blättern mit Nabe – verbunden durch Schlaggelenke – bestehende Ausgleichsrotor sitzt auf einem Heckträger mit zweiteiligem Höhenruder und gepfeiltem Seitenleitwerk. Die Tragschraube weist fünf mit Schlag- und Schwenkgelenken sowie mit Schwenkdämpfern und automatisch verstellbaren Schlagwinkelschlägen versehene Blätter auf. Ein solches Rotorsystem ist gegenüber Böen unempfindlicher als ein starres Tragschraubensystem. Das Dreibeinfahrwerk wird in den Rumpf eingezogen. Unter dem Frachtraum sowie dahinter lagert der Kraftstoff. Bei der zweiten Version des Mi-24 (beide Muster wurden in der AR 2/79 ausführlich beschrieben) befinden sich unter dem stufenförmig verglasten Bug eine mehrläufige Kanone sowie die Feuerleiteinrichtungen.

W. K.

Zeichnungen: H. Rode





Letzte Handgriffe der Bedienung. Angespanntes Ringen um jede Sekunde, dann ist die Startrampe gerichtet, die Rakete startbereit. Ein nochmaliger prüfender Blick des Gruppenführers – die befohlenen Einstellungen sind eingehalten. Erst dann die Meldung: „Startbereit!"
Sein Wort gilt, denn er trägt an der Startanlage die Verantwortung, denn er leitet die Vorbereitungen für den Start der Rakete – er,

der Berufsunteroffizier der Nationalen Volksarmee.

Ob mit technisch vollkommenen Waffensystemen schwierige Gefechtsaufgaben zu lösen sind, ob Geschütze justiert oder Panzermotoren ausgewechselt werden, ob Überschall-Jagdflugzeuge für den Gefechtseinsatz überprüft oder Schiffsturbinen gewartet werden – sein Wissen und Können, seine Erfahrung sind überall in unseren Streitkräften gefragt. Für den Schutz unserer sozialistischen Heimat ist er unentbehrlich – er,

der Berufsunteroffizier der Nationalen Volksarmee.

Von ihm lernen die Soldaten das militärische Einmaleins. Er schweißt sie zu einem verschworenen Kampfkollektiv zusammen. Er lehrt sie die moderne Militärtechnik meisterhaft zu bedienen. Er reißt seine Genossen mit, fördert ihre Initiative und lenkt sie auf hohe Leistungen für den Schutz unseres sozialistischen Vaterlandes – er,

der Berufsunteroffizier der Nationalen Volksarmee.

Sein militärischer Beruf sichert ihm eine gediegene Ausbildung zum Meister. Guter Verdienst und angemessener Urlaub sind für ihn selbstverständlich. Für eine Wohnung am Dienstort wird gesorgt. Vielfältige berufliche Entwicklungsmöglichkeiten stehen ihm offen, u. a. zum Fähnrich mit Fachschulabschluß. Weitreichende Förderungsmaßnahmen, auch nach dem aktiven Wehrdienst, sind ihm garantiert.

Berufsunteroffizier der Nationalen Volksarmee – für künftige Facharbeiter eine lohnenswerte Perspektive.



Nähere Auskünfte erteilen die Beauftragten für Nachwuchsgewinnung an den Schulen, die Wehrkreiskommandos und die Berufsberatungszentren.

Wenn er ins Wasser steigt . . .

. . . hat der militärische Taucher mancherlei bei sich, das ihm einen längeren und sicheren Aufenthalt unter Wasser gewährleistet. AR hat auf dem Foto die Ausrüstung eines Tauchers unserer Fallschirmjäger zusammenstellen lassen, nach der sich verschiedene Leser erkundigten, als sie die Reportage über die Sprengtaucher (AR 3/79) gelesen hatten.

In der Mitte liegt der fünfteilige **Taucheranzug** ausgebreitet: Kopfhaube, Jacke, Hose, Handschuhe (Drilling), Füßlinge. Es handelt sich um einen Naßtaucheranzug, weil er nicht völlig wasserdicht am Körper anliegt. Geringe Wassermengen dringen in die wenigen Räume zwischen Körperoberfläche und Anzuginnenseite ein. Dieses anfänglich einfließende Wasser erwärmt sich schnell auf Körpertemperatur und verstärkt dann, da es gering zirkuliert, die Grenzschicht.

Die Isolationswirkung des Naßanzuges beruht auf dem niedrigen Wärmeleitvermögen des Anzugsmaterials, dem Neoprenzellgummi. Es ist ein hochelastischer (Dehnbarkeit bis 300 Prozent) synthetischer Kautschuk großer Widerstandsfähigkeit, der aufgeschäumt und vulkanisiert wird. Die zahllosen kleinen geschlossenen Gasbläschen im Gummi geben nur gering die Wärme weiter.

Um die Jacke sind zwei Gurte geschlossen. An dem oberen, dem **Verbindungsgurt,** ist die kurze **Verbindungsleine** (im Foto rechts) zum zweiten Taucher befestigt. Der Führungstaucher (es schwimmt immer ein Paar) schließt an dem Gürtel auch die Signalleine an, die ihn mit dem Signalmann am Ufer oder auf dem Boot verbindet. Die Signalleine, auch Sicherungsleine genannt, hat in Abständen von jeweils zwei Metern verschiedenfarbige Längenmarkierungen.

Bei einer Ausbildung in offenen Gewässern wird an dem Gürtel auch der **Tauchersignalball** (Foto oben links) eingehakt. Es ist eine Sicherungs- oder Schwimmboje, die obenauf schwimmt und so ständig den genauen Ort des Tauchers angibt.

Der untere Gürtel ist der **Gewichtsgurt**. Um sich ohne Mühe frei schwebend im Wasser halten zu können, muß der Taucher den natürlichen Auftrieb seines Körpers mit Hilfe zusätzlicher Gewichte ausgleichen. Dazu eignen sich Bleigewichte (Tariergewichte), die man einzeln auf den Gurt aufschiebt. Bis zu 118 N (12 kp) Gewichte können so mitgeführt werden.

Links an der Jacke ist das **Tauchermesser** zu erkennen. Es dient in erster Linie zur Selbsthilfe und zur Rettung für den Fall, daß sich der Taucher in Hindernisse verfängt. Außerdem benutzt er es als einfaches Werkzeug.

Rechts oben ist die **Tauchermaske** und der **Schnorchel** ausgelegt. Während der Schnorchel für das Fortbewegen an der Wasseroberfläche genutzt wird, ist für größere Tiefen und für längeren Aufenthalt im Wasser das **Sauerstoffgerät** (links unten) vorgesehen. Es besteht aus Sauerstoffflasche, Atembeutel und dem mit Atemkalk gefüllten Absorber. Vor der Brust getragen, eignet sich das Gerät, da es keine Gasblasen im Wasser bildet, vor allem für einen unbemerkten, geräuschlosen Einsatz. Beim Training wird dagegen auch das Drucklufttauchgerät genutzt. Es sind Preßluftflaschen, die auf dem Rücken getragen werden.

Auf der gegenüberliegenden Seite sind die **Schwimmflossen** zu sehen. Dieser Typ sind Schuhflossen mit abgewinkeltem Blatt.

Am linken Handschuh ist die **Unterwasserlampe** befestigt, daneben liegt der **Kompaß**, der, am Arm angeschnallt, der groben Orientierung dient. Am anderen Arm befinden sich **Tiefenmesser** und **Taucheruhr**.

H. S.

Foto: Fröbus









Jedes Jahr im Sommer

. . . zieht ein unübersehbarer Touristenstrom in die kleine Stadt am Oderhaff im Norden unserer Republik. Die Statistik spricht von jährlich 25000 Urlaubern und 350000 Naherholern, hinzu kommen täglich Hunderte von Besuchern aus der benachbarten Volksrepublik Polen. Die Stadt droht in dieser Zeit aus den Nähten zu platzen, was bei ihrem Alter von reichlich 700 Jahren nicht weiter verwunderlich ist.
Jedes Jahr im Sommer legen im Hafen von Ueckermünde, am Alten Bollwerk, Schiffe der Baltischen Rotbannerflotte, der Polnischen Seekriegsflotte und der Grenzbrigade Küste an. Das ist der Höhepunkt der alljährlichen Haffwoche, die seit 1965 zu einer beliebten Tradition geworden ist, zu einem populären Ereignis, das Tausende Schaulustige ebensowenig missen möchten wie die unmittelbar Beteiligten. AR war im vergangenen Jahr dabei und hat versucht, einige Gedanken von fünf Teilnehmern, Gastgebern und Gästen der Haffwoche nachzuempfinden.





Der Bürgermeister
Das sind wieder mal zwei anstrengende Tage. Ein ganzer Sack voller Termine, Offizielles vor allem. Protokoll, Protokoll. Eine kleine Mittagspause wäre jetzt gar nicht so übel. Aber wenn unser Patenschiff „Ueckermünde" um eine Privataudienz bittet, kann man als Stadtoberhaupt natürlich nicht nein sagen. Na, dann berichte mal, Bootsmann. Aber mach's kurz. Es hat also nicht ganz geklappt im sozialistischen Wettbewerb, die Jungs haben das Schießen verpatzt, das wurmt euch. Kann ich gut verstehen. Aber der zweite Platz ist ja auch aller Ehren wert. Ich kann mir vorstellen, daß sich die Besatzung jetzt noch kräftiger in die Riemen legt, damit sie mir nächstes Jahr, zur 15. Haffwoche, von noch besseren Ergebnissen berichten kann. Wird verdammt schwer sein. Ich weiß ja, wie sich die Betriebe meiner Stadt anstrengen müssen, damit sie innerhalb des Kreises immer an erster Stelle marschieren. Aber ob Sieger oder nicht – jeder gewinnt im sozialistischen Wettbewerb, und wenn's an Erfahrung ist. Nehmt das nicht als billigen Trost, Kinder, sondern als Ansporn für die nächste Etappe. Sind ja alles ausgewachsene Männer, aber die „Kinder" nehmen sie mir sicherlich nicht krumm. Wir stehen ja auf vertrautem Fuß miteinander. Unb obwohl ich in der Stadt sozusagen 12000 Seelen zu betreuen habe, kenne ich den größten Teil der Bootsbesatzung namentlich, das laß ich mir nicht nehmen. Bei einigen bin ich auch über die Familien informiert. Den Neuen von der Bootsabordnung bin ich ja auch noch ein paar Worte schuldig. Beispielsweise, daß sie sich hier im Schloß, wo seit 1781 die Stadtverwaltung ihren Sitz hat, auf historischem Boden, im ältesten Teil der Stadt befinden. Daß das W im Stadtwappen eigentlich ein Doppel-u ist und die Abkürzung für „urbs ucra" bedeutet – Stadt an der Uecker. Aber vielleicht interessiert das die Jungs gar nicht so sehr. Wer soll das wissen? Wir müssen uns sowieso verabschieden, auch wenn's schwerfällt. In ein paar Stunden sehen wir uns ja schon wieder, wenn ich Gast auf eurem Schiff bin. Die besten von euch werden Aktivistennadeln und Sachprämien erhalten. Fürs erste aber kriegt jeder ein Bierglas, das hat mit dem Fehldruck auch seinen Wert: „Hafenwoche" statt „Haffwoche". Also, dann bis bald . . .

Der Erste Wachoffizier
Das tut auch mal ganz gut, einfach an der Reling stehen und seinen Gedanken nachhängen, jetzt, nachdem sich der erste Ansturm gelegt hat. Die Männer haben sich fast alle landfein gemacht und sind von Bord gegangen. Elan haben sie ja, nach zehntätigem Seetörn, der geht ganz schön an die Substanz. Und dann noch gründliches Pönen, da wurden die Kräfte auch nicht geschont. Von keinem. Auf die Idee wäre ja wohl auch niemand gekommen, glaub ich. Stimmt schon, auf die Besatzung kann ich schon stolz sein. Bin eigentlich ganz froh, seit einem Jahr in diesem Kollektiv zu sein, obwohl es wirklich nicht bequem ist, zu den Spitzenreitern im Wettbewerb zu gehören. Die anderen vom Verband schlafen ja schließlich auch nicht. Die wissen genau, wie der Hase bei uns läuft. Ist verdammt schwer, immer und überall Vorbild zu sein. Die Jungs mit ihren 18 oder 19 Lenzen scheint das gar nicht so zu drücken, die amüsieren sich jetzt in der Stadt. Sollen sie ruhig. Die haben sich den Landgang redlich verdient. Ich bin ja nicht das erste Mal hier. Seit es die Haffwoche gibt, hat sich die kleine Stadt ziemlich gemausert. In Ueckermünde-Ost seit 1955 über 1000 Wohnungen, das kann sich schon sehen lassen, und das Tempo zieht weiter an – bis 1980 kommen noch 280 dazu mit allem drum und dran. Geplant ist bis ins Jahr 2000. Die Altstadt wird auch eine Verschönerungskur erhalten, Schloß, Rathaus, Giebel- und Fachwerkhäuser kriegen neuen Glanz, und wo das nicht mehr möglich ist, kommt Neues hin. Ja, die Stadt und diese erlebnisreichen Tage werden an Bord noch lange im Gespräch bleiben. Die

Zwei Ueckermünder Kommandanten: Korvettenkapitän Ressel und das Oberhaupt der Stadt, Genosse Frenz. Besuch vom Rat der Partnerstadt zu gleicher Zeit auch an Bord der „Tangermünde", dem zweiten Schiff der Grenzbrigade Küste. (Foto rechts)

Herzlich willkommen im VEB Kfz-Instandsetzung (rechts Betriebsleiter Bannach). Ebenso herzlich werden die Besatzungen der fünf anderen Schiffe in fünf Betrieben der Stadt begrüßt.







Männer freuen sich, wenn ihr Schiff gelobt wird. Das spornt irgendwie an. Nach der Haffwoche läuft's bei uns dann noch besser als vorher, jeder ist wie aufgemöbelt. Ob ich mich nicht doch auch noch in das bunte Treiben dort draußen stürze? Sobald ich abgelöst werde, versteht sich . . .

Der Matrose

Seit ich Ufa, meine Heimatstadt verlassen habe, lernte ich schon ein bißchen von der Welt kennen. Immerhin bin ich schon fast drei Jahre bei der Baltischen Rotbannerflotte, außerdem Mitglied im Ensemble „Seegang" – da kommt man schon 'rum. Natürlich kenne ich auch ein paar Städte in der DDR. In Rostock war ich schon, in Wolgast, in Saßnitz. Gefällt mir ganz gut, das Städtchen hier, wirklich. Zugegeben, ein bißchen skeptisch habe ich ja geguckt, als wir vom Oderhaff in die Uecker einfuhren, die breiteste Stelle des Flüßchens bis zum Hafen maß ja schätzungsweise nicht mehr als 30 Meter, und wie ich hörte, muß die Uecker fast jedes Jahr ausgebaggert werden. Aber unsere Miniflotte hat's geschafft, auch das Anlegemanöver klappte bestens. Das waren wir ja wohl den vielen Schaulustigen auch schuldig. Zwölf- bis fünfzehntausend, denke ich, werden's gewesen sein. Trotz des Regens. Das hat mir imponiert. Und große Klasse war natürlich das Freundschaftstreffen mit den Angehörigen vom VEB Ölheizgerätewerke. Wie ich hörte, ist der Betrieb der einzige Produzent in der DDR für Schiffslaternen. Schön, auch so eine Seltenheit kennenzulernen. Ich hätte mir allerdings gewünscht, daß diese beiden Tage in Ueckermünde aus Gummi gewesen wären. Vieles kam für meinen Geschmack zu kurz weg, die Besuche an Bord der polnischen und der DDR-Waffenbrüder zum Beispiel. Mit Janusz aus Pyskowice hätte ich gern länger geplaudert. Der hat doch mit dem Fahrrad die DDR schon bis Dresden durchstreift. Auch auf die Besteigung des Ueckermünder Schloßturms mußte ich verzichten, von dem



Ueckermünde, das ist u. a.: Kreisstadt in der nordöstlichen Ecke des Bezirkes Neubrandenburg – ursprünglich slawischer Handelsplatz – um 1260 Stadtrecht – seit 1900 aktive Arbeiterbewegung – bedeutende Betriebe, wie die VEB Gießerei, Ziegelwerke, Betonwerke – Modell eines landwirtschaftlichen Siedlungszentrums in Ferdinandshof – Urlauberzentrum mit 1,5 km Strand – Landschaftsschutzgebiet – seit 1965 alljährlich Haffwoche . . .

man bis zum Leuchtturm von Świnoujście blicken kann. Und bei etwas mehr Zeit wäre vielleicht auch das Souvenir für Tamara etwas sorgfältiger ausgewählt worden. Aber schreiben werde ich ihr ausführlich von Ueckermünde, von den netten Leuten hier und von den Waffenbrüdern . . .

Der Betriebsleiter

Nun ist ja alles in Butter. Vorhin, als ich mit Rolf, dem stellvertretenden Leiter unseres Reservistenkollektivs am Alten Bollwerk stand und die Genossen von der „Ueckermünde" zum Freundschaftsbesuch in unseren Betrieb, den VEB Kfz-Instandhaltung, abholen wollte, war mir gar nicht wohl zumute. Sie haben uns ganz schön warten lassen, hatten wohl noch an Bord zu tun, und ich sah unser kaltes Büffet von Minute zu Minute unansehnlicher werden. Wäre schade um das Prachtwerk gewesen, das von unseren Frauen mit so viel Fleiß und Liebe zubereitet worden war. Aber jetzt findet es ja reißenden Absatz. Freut mich, daß sich die Genossen hier offensichtlich wie zu Hause fühlen, da haben wir uns also nicht umsonst so sorgfältig auf diesen Tag eingerichtet. Verlegenheit zwischen uns und den Matrosen kommt sowieso gar nicht erst auf, vier Jahre Freundschaftsvertrag haben den Umgangston fast familiär gemacht. Fußball und Volleyball sind noch die kleinsten Nummern unserer Zusammenarbeit. Wenn ich zum Beispiel an den Politunterricht denke, den Genossen unserer Betriebsparteiorganisation hin und wieder an Bord halten, oder an die hilfreichen Einsätze des Bordkollektivs im Betrieb, oder daran, daß die Jungs die Baugrube für den Jugendklub der Stadt mit ausgeschachtet haben, die Patenschaftsarbeit mit der Schule . . . Nein, von Pflichtübung kann man da wirklich nicht sprechen, das ist sicherlich auch Korvettenkapitän Ressel zu danken. So stelle ich mir einen Kommandanten vor, exakt im Auftreten, konsequent in seinen militärischen Forderungen, mit kameradschaftlichem Kontakt zur Besatzung. Ihm schmeckt's übrigens auch, wie ich sehe. Also dann zum Wohl, Leute . . .

Die Urlauberin

Ist ja 'ne ziemliche Enttäuschung für mich gewesen, gestern abend, als die Tanzveranstaltung im Ueckerpark regelrecht ins Wasser fiel. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft war wohl für die Elektronik doch zu hoch und für deren Meister zu riskant. Da wäre die gute alte Blasmusik wahrscheinlich besser am Platz gewesen! Die ist weniger störanfällig. Dabei hatte der Tag so aufregend für mich begonnen. Das Anlegemanöver der sechs Schiffe in dem winzigen Hafen. Dann der Zug zum Ehrenmal am Klockenberg. Ich war echt ergriffen, wie die sowjetischen, polnischen und unsere Matrosen gemeinsam die bei den Kämpfen um Ueckermünde gefallenen sowjetischen Soldaten ehrten. Aber der heutige Sonntagvormittag hat mich für den ausgefallenen Tanz entschädigt. Schon das Flaggenzeremoniell war eine Schau, und die Schiffsbesichtigung hab ich mir natürlich auch nicht entgehen lassen. War das ein Gewimmel zwei Stunden lang auf den Schiffen. Aber interessant war's. Zugegeben, die rein technischen Details, wie die Leistungen der Motoren oder die Schußweite der Bordbewaffnung, davon habe ich nicht allzuviel verstanden. Aber das, was ich beispielsweise in puncto Ordnung und Sauberkeit an Bord der Schiffe mitbekam. Donnerwetter, kann ich da nur sagen. Überhaupt, was die Matrosen so über ihren Dienst erzählten, richtige Achtung kann man vor ihnen kriegen. Wieviel Verantwortung sie doch schon zu tragen haben. Übrigens: Am 4. und 5. August 1979 sind sie wieder hier. Und ich weiß, daß ich da auch ganz bestimmt am Alten Bollwerk stehen werde. Dann aber zumindest mit Blumen . . .

Gisela Reimer

Fotos: Oberstleutnant Ernst Gebauer



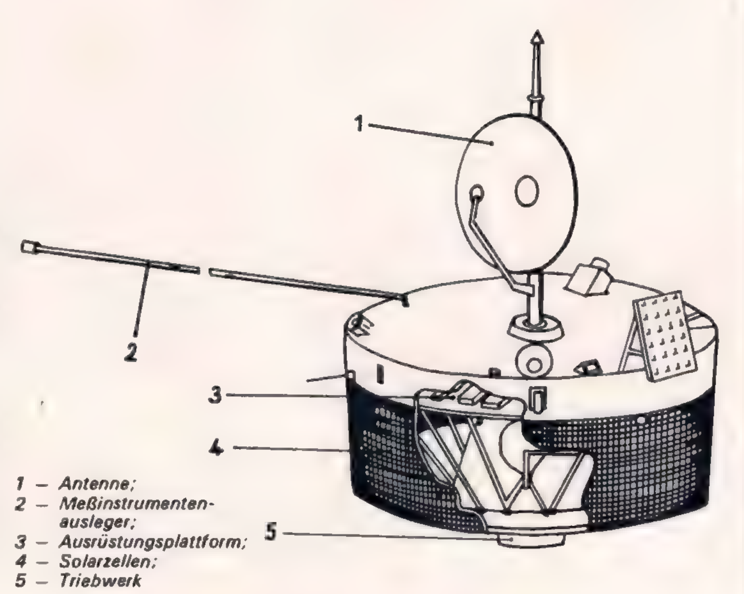
. . . die letzten Tage der Haffwoche, das sind neben militärischem Zeremoniell vor allem zahlreiche Waffenbrüderschaftstreffen von Bord zu Bord, Begegnungen mit den Ueckermündern und ihren Urlaubern und sind nicht zuletzt Freundschaften, die nicht nur bis zur nächsten Haffwoche reichen . . .

Venus-Satellit Pioneer Venus Orbiter (USA)

Technische Daten:

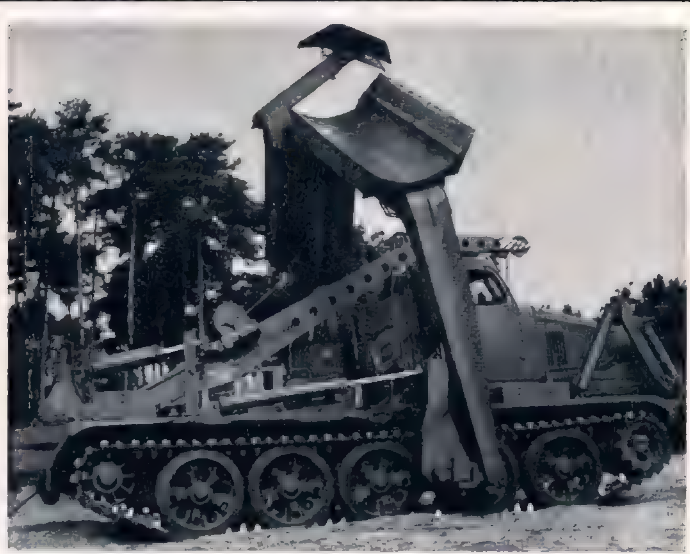
max. Körperdurchmesser	2,5 m
Gesamthöhe mit Antennenaufsatz	2,6 m
Gesamtmasse	590 kg
Bahndaten (Venus-Umlaufbahn):	
Bahnneigung	105°
Umlaufzeit	22 h
venusnächster Punkt	150 km
venusfernster Punkt	66 550 km
Startdatum	20. 05. 1978
insgesamt gestartet	1

Der Pioneer Venus Orbiter dient gemeinsam mit der am 8. 8. 1978 gestarteten Pioneer Venus Multiprobe (AR 8/79) der Erforschung der Venus. Er gelangte am 4. 12. 1978 auf eine Umlaufbahn um den Planeten, wo er sowohl Messungen ausführt als auch als Relaisstation für die von der Multiprobe ausgesetzten Landekörper diente.



1 – Antenne;
2 – Meßinstrumentenausleger;
3 – Ausrüstungsplattform;
4 – Solarzellen;
5 – Triebwerk

Planierraupe BAT-M (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Masse		27 500 kg
Länge	in Transportlage	7 050 mm
Breite	in Transportlage	4 500 mm
Höhe	in Transportlage	3 750 mm
Länge mit Kufe	in Arbeitslage	10 500 mm
Breite	in Arbeitslage	5 000 mm
Höhe	in Arbeitslage	3 400 mm
Bodenfreiheit		330 mm
Spurweite		2 640 mm
Marschgeschwindigkeit		22 km/h
Arbeitsbreite des Planierschildes		4 000–5000 mm
Tragfähigkeit des Krans		2 000 kg
Leistungen:		
Ausschieben von großen Gruben		150 bis 450 m³/h
Abheben einer 10 cm dicken Erdschicht		4 bis 5 km/h
Anlegen von Kolonnenwegen		1,5 bis 10 km/h

Die Raupe ist eine auf der Grundlage des schweren Artilleriekettenschleppers AT-T aufgebaute Pioniermaschine, die sowohl als Straßen- als auch Stellungsbaumaschine eingesetzt werden kann. Der Planierschild und der Kran werden hydraulisch betätigt. Die Planiereinrichtung kann in Planier-, Pflug- und Graderstellung gebracht, außerdem kann ein Flügel gerade und einer nach hinten gestellt werden.

Spezial-Koffer-Fahrzeug XM 791 (USA)



Taktisch-technische Daten:

Gesamtmasse	23900 kg
Nutzmasse	16600 kg
Länge	7060 mm
Breite	2440 mm
Höhe	3700 mm
Bodenfreiheit	300 mm
Straßenfahrbereich	500 km
Tankinhalt	300 l
Kraftstoffverbrauch	57 l/100 km
Motor	6-Zyl.-4-Takt-Dieselmotor LDS 465; 220 kW (300 PS)

Das Spezial-Koffer-Fahrzeug XM 791 wird als Führungsstelle der „Pershing 1 A"-Batterie eingesetzt. Der Aufbau ist nach beiden Seiten ausziehbar. Alle zum Raketensystem „Pershing 1 A" gehörenden Bodenanlagen werden von geländegängigen und schwimmfähigen LKW M 656 getragen, auch der Koffer XM 791. Mit diesem allradgetriebenen Fahrzeug wurde dem Raketensystem eine größere Beweglichkeit und höhere Zuverlässigkeit gegenüber den vorher verwendeten Kettenfahrzeugen gegeben.

Operativ-taktische Rakete „Pershing 1 A" (USA)



Taktisch-technische Daten:

Masse der Rakete	4600 kg
Länge	10,5 m
Breite	0,9 m
Reichweite	185 bis 750 km
Gipfelhöhe	200 km
Geschwindigkeit	4800 km/h
Antrieb	2 Feststoff-Raketentriebwerke
Steuerung	Trägheitslenkung

Zum Raketensystem gehoren sechs technische Hauptelemente: Rakete (MGM-39 A), Transport- und Startfahrzeug, Programmier-, Prüf- und Kraftstation, Nachrichten-, Ersatzteil- und Werkzeugfahrzeug, Batterieführungsstelle, Richtfunkstation. Sie befinden sich auf geländegängigen Räderfahrzeugen, während in früheren Jahren Kettenfahrzeuge verwendet wurden. (Foto: Transport- und Startbasis sowie Programmier-, Prüf- und Kraftstation.)

Drei Stunden aus dem Leben des Soldaten Tkatschuk

Erzählung von Michail Iwanow, illustriert von Karl Fischer

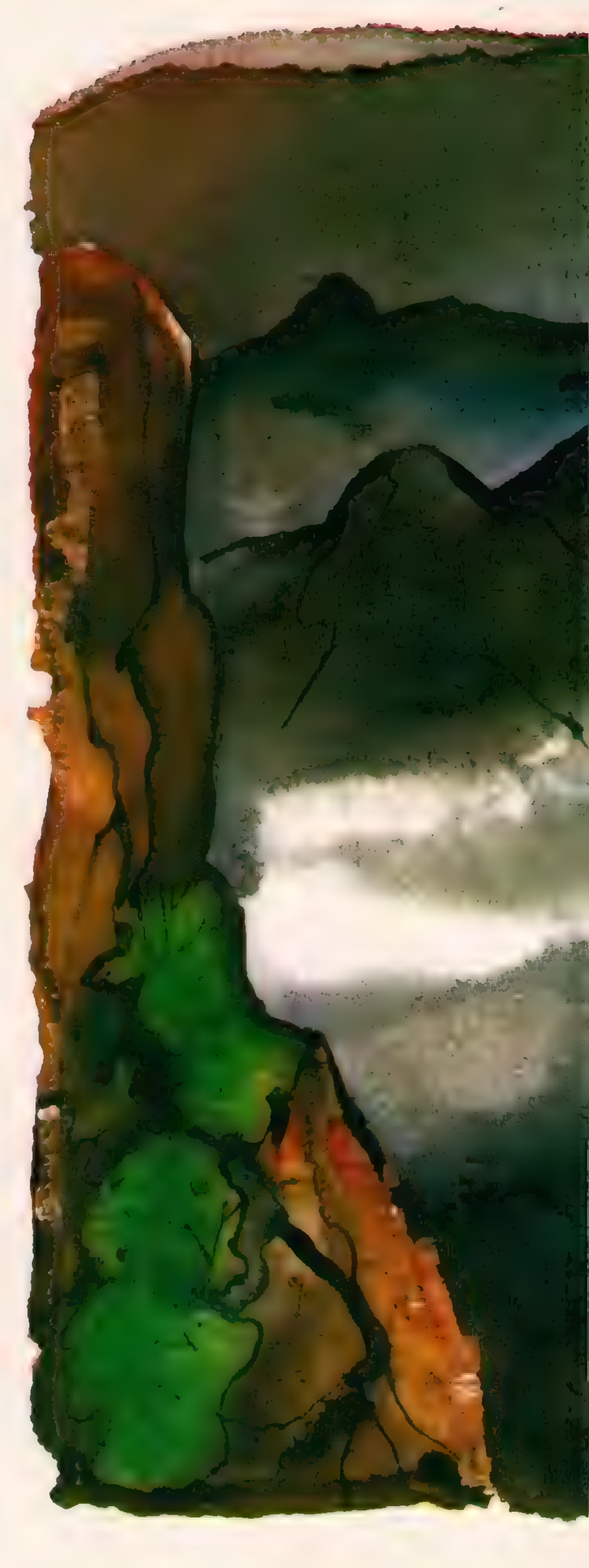


An bestimmten für ihn untrüglichen Anzeichen spürte Tkatschuk, daß er bald springen mußte. Übrigens hatte nicht nur er allein dieses Empfinden. Die anderen Fallschirmjäger, die noch kurz zuvor in ruhigen Halbschlaf versunken waren, begannen sich ebenfalls zu regen und die Gurte ihrer Fallschirme und die Maschinenpistolen vor der Brust zu ordnen. Der Kommandeur der Gruppe, Leutnant Kotlow, der sich hinten im Flugzeug, direkt neben der Luke aufhielt, erhob sich, warf einen Blick in die Runde, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß alles in Ordnung war, setzte er sich beruhigt auf seinen Platz zurück.

Tkatschuk sah sich um. Im matten, diffusen Licht der Deckenbeleuchtung wirkten die Gesichter seiner Genossen mit den blauen Schatten unter den Augen unnatürlich blaß und abgespannt. Und tatsächlich waren die bisherigen Geschehnisse dieser Nacht anstrengend für die Soldaten gewesen. Kaum hatten sie sich aufs Ohr gelegt, als sie das Alarmsignal unerwartet aus den Betten riß und wie ein Wirbelwind in die feuchte Dunkelheit der unfreundlichen Augustnacht hinaustrieb. Dann jagten sie durch die von Sprühregen durchdrungene Finsternis zum Flugplatz, wo es in jeder Tonart brummte und surrte. Die dunklen Flugzeugriesen nahmen die Soldaten gierig in sich auf und schwangen sich mit tiefem Dröhnen eilig zu dem kalten, sternenlosen Himmel hinauf. Das Fallschirmjägerregiment schien im Handumdrehen in alle Winde zerstreut zu sein. Nur die Gruppe von Leutnant Kotlow, zu der die geschicktesten und erfahrensten

Männer gehörten, hielt sich etwas länger auf dem Flugplatz auf. In Begleitung von Offizieren trat ein großer, kräftiger Mann in einem weiten Umhang, der vom Regen glänzte, auf die angetretenen Soldaten zu. Der Divisionskommandeur. Tkatschuk erkannte ihn an der etwas heiseren Stimme und der charakteristischen Art, in abgehackten Sätzen zu sprechen.
Der General faßte sich sehr kurz. Weit in den Bergen befand sich ein sehr wichtiges Objekt. Es mußte eingenommen werden. Davon hing in vielem der Ausgang der begonnenen Übungen ab...
Nun also schien der Absprung bevorzustehen. Die ovale Tür, die zur Kabine führte, öffnete sich, und der Flugzeugführer erschien mit ernster Miene. Ohne die Männer anzusehen, trat er mit elastischem Schritt an Kotlow heran, neigte sich nach vorn und begann, ihm irgend etwas zu erklären. Der Leutnant nickte folgsam mit dem Kopf. Darauf begab sich der Flugzeugführer zurück zur Kabine, verhielt noch einmal und warf einen forschenden, aufmerksamen Blick auf die Fallschirmspringer. Wahrscheinlich war er ebenfalls aufgeregt.
Alarmierend blinkte das Lämpchen auf: Fertigmachen!
Die Fallschirmjäger erhoben sich sofort und traten hintereinander an. Tkatschuk war fünfter. Er schaute nach vorn und sah, wie das exakt markierte Quadrat am Flugzeugboden leicht erbebte und sich langsam zu öffnen begann wie die Knospe einer Blume, nur mit den metallenen Blütenblättern nach außen. Der Motorenlärm wurde stärker. Ins Flugzeug drang kalter Wind, der den Soldaten in die angespannten Gesichter schlug. Aus der Öffnung gähnte undurchdringliche Finsternis.
Ein Angehöriger der Flugzeugbesatzung rief irgend etwas. Es sollte wohl heißen: „Glücklichen Sprung!"
Und da war, den Motorenlärm übertönend, die unnatürlich durchdringende Stimme von Leutnant Kotlow zu hören:
„Vorwä-ärts!"
Der große breitschultrige Wasja Gorelow, der ganz vorn stand, zögerte für einen kurzen Augenblick, beugte sich dann nach vorn und purzelte, sehr langsam, wie es Tkatschuk schien, in das dunkle Loch.
„Vorwärts! Schneller!" feuerte Leutnant Kotlow weiter an.
Was hat er denn? dachte Tkatschuk verwundert. Es trödelt doch niemand. Tkatschuk wußte nicht, daß die Flieger, die diese bergige Gegend wie ihre Westentasche kannten, bestrebt waren, so zu berechnen, daß die Fallschirmjäger nicht einfach in den Bergen landeten, sondern auf einer der seltenen, relativ gleichförmigen Hochebenen, wo es weniger spitze Felsen und Steilhänge gab. Aber die vorgesehene Hochebene war sehr klein, und damit alle dort auftrafen, mußten die Fallschirmjäger so schnell wie möglich abgesetzt werden. Das war es, was der Flugzeugführer Kotlow gesagt hatte, als er vorhin aus der Kabine gekommen war. Deshalb trieb der Leutnant die Männer ungeduldig zur Eile an.
Als sich Tkatschuk vor der finsternis- und lärmerfüllten Luke befand, tauchte er ohne zu zögern hinein.
Der ohrenbetäubende Motorenlärm entfernte sich und wurde von dem feinen, durchdringenden Pfeifgeräusch des Windes beim freien Fall abgelöst. Von allen Seiten umgab Tkatschuk undurchdringliches Dunkel. Plötzlich durchfuhr seinen Körper ein starker Ruck – der Fallschirm hatte sich geöffnet. Sofort hörte das Pfeifen auf. Ihm schien sogar, daß er unbeweglich über der Erde hing. Doch sie, die Erde, rückte näher – das spürte er fast instinktiv. Aber wie weit war sie noch entfernt? Fünfhundert Meter? Dreihundert? Hundert? Er drehte den Kopf und schaute angestrengt nach unten, bemüht, den Moment des Landens wenigstens zu erahnen. Weit rechts blinkte ein Licht auf. Blinkte auf und verschwand wieder. Aber vielleicht schien es ihm auch nur so.
Im nächsten Moment spürte er einen Stoß. Aber nicht von unten, wie er erwartet hatte, sondern von der Seite. Er war heftig und schmerzhaft. Aber Tkatschuk glitt weiter nach unten, nur wesentlich langsamer und rieb mit der Seite an etwas Hartem, Unebenem, Unbequemem. Jedoch ein neuer Stoß ließ ihn plötzlich verharren. Offensichtlich hatte sich der Fallschirm irgendwo verhakt. Tkatschuk holte tief Luft. Er konnte sich freuen, daß dieses unangenehme Fallen zu Ende war, aber andererseits war seine Lage recht prekär. Bemüht, keine überflüssigen Bewegungen zu machen, zog er vorsichtig an einer der Leinen. Sie gab nicht nach.
Ich hänge fest, dachte Tkatschuk. Was soll ich jetzt tun? Muß ich wirklich bis zum Morgengrauen warten? Und wo sind die anderen? Irgend etwas sauste nicht weit entfernt geräuschvoll vorbei. Jemand rief. Gleich darauf fing es unten an zu poltern. Tkatschuk verhielt sich ganz ruhig und horchte. War er etwa zufällig in das Objekt des „Gegners" geraten? Aber im nächsten Moment hätte er fast vor Freude gejubelt. Aber natürlich! Er konnte sich nicht irren, dort unten entledigte sich jemand raschelnd seines Fallschirms.
„He!" rief Tkatschuk mit gedämpfter Stimme.
Das Geraschel hörte sofort auf. Tkatschuk wartete einen Augenblick und rief noch einmal. Erst jetzt fragte eine Stimme, die Pascha Karawajew gehörte, leise und zögernd:
„Wer da?"
„Na ich! Ich! Tkatschuk!"
„Saschka!" sagte Karawajew erfreut. „Wo bist du?"
„Nein, sag du mir erst: Stehst du auf der Erde oder nicht?"
„Ich scheine auf der Erde zu stehen."

„Mann, und ich hänge in der Luft“, schilderte Tkatschuk betrübt seine Lage. „Bin wahrscheinlich an irgendeinem Vorsprung hängengeblieben.“
„Wirst nicht gleich von sterben“, tröstete Karawajew, dachte einen Moment nach und sagte: „Was soll sein, Sanja! Du mußt die Leinen kappen und springen. Mir direkt in die Arme. Einen anderen Ausweg weiß ich nicht.“
Tkatschuk seufzte – ihm würde wohl tatsächlich nichts weiter übrigbleiben. Mit der rechten Hand langte er zu dem am Koppel hängenden Messer und zog es vorsichtig hervor, bemüht, seine Lage nicht zu verändern. Jetzt mußte alles genau überlegt werden. Wenn er die Leinen gekappt hatte, durfte er sich nicht einfach wie ein Mehlsack fallen lassen. Er hob die Arme über den Kopf und begann, eine Leine nach der anderen durchzutrennen. Die Kapronfäden rissen unter der scharfen Klinge mit dumpfem Ton wie die Saiten eines Musikinstrumentes. Und mit jeder durchschnittenen Leine rutschte Tkatschuk etwas weiter nach unten. Die letzten paar Leinen brauchte er nicht zu kappen. Er steckte das Messer zurück in die Scheide, schätzte die Entfernung ab, ging dann elastisch in die Hocke und sprang ab; mit der Ausrüstung und seinen Händen schurrte er an der rauhen Oberfläche der Felsen entlang und glitt ungeschickt nach unten. Hier traf er direkt auf Karawajew. Dieser umarmte ihn mit seinen Bärentatzen.
„Glückliche Landung! Bist du in Ordnung?“
„Vollkommen in Ordnung!“ erwiderte Tkatschuk mit verhaltener Stimme. Er hatte jenes glückliche Gefühl, das Fallschirmjäger oder Matrosen empfinden, wenn sie nach einem riskanten Mißgeschick wieder festen Boden unter den Füßen haben.
„Hast du die anderen von uns nicht gesehen?“ fragte er darauf.
„Dort ist soeben ein Licht aufgeblinkt“, entgegnete Karawajew. „Zweimal lang, einmal kurz. Das Signal unseres Leutnants.“
Da machten sich beide auf den Weg.
Auf einem Stein faltete Leutnant Kotlow die Karte auseinander. Der gelbe Strahl seiner Taschenlampe tastete über den quadratförmigen Bogen, der von Wellenlinien, Markierungen und Vermerken übersät war. Der Leutnant deutete mit dem Finger auf einen ovalen Fleck, der wie ein zerlaufener Tintenklecks aussah, und sagte:
„Auf dieser Hochebene sind wir gelandet. Prima Jungs, diese Flieger – haben Punkt für Punkt richtig berechnet. Und hier“, der Finger des Leutnants fuhr diagonal über die Karte und machte auf einem Quadrat halt, „hier befindet sich das Objekt, das wir einnehmen müssen. Es steht uns also ein kleiner Spaziergang bevor. Das Gelände ist laut Karte von mittlerer Schwierigkeit. Aber man darf sich keinen falschen Hoffnungen hingeben – wir sind in den Bergen.“
Nach halbstündigem Marsch hatten die Fallschirmjäger ein schmales, aber ungestümes Gebirgsflüß-





chen erreicht. In der sacht anbrechenden Morgendämmerung war zu erkennen, wie das Wasser um die Steine schäumte, in zahllosen Trichtern tobte und alles ringsum mit dumpfem Tosen erfüllte. Der Karte nach zu urteilen, befand sich fünf Kilometer stromaufwärts eine Brücke, die jedoch vermutlich bewacht wurde. Aber durch das brodelnde Wasser zu gehen, war riskant. Tkatschuk bemerkte am Rande der Felswand eine kleine Kiefer, die sich wie ein Wunder dort hielt; sogar die Wurzeln lagen nach außen frei. Drei Mann zogen kräftig an dem Baum. Er gab knackend nach und bespritzte alle mit den Wassertropfen, die sich auf seinen Zweigen gesammelt hatten. Dann schleppten sie ihn zu dem Flüßchen und wuchteten ihn mit dem Wipfel auf die andere Seite hinüber. Einer nach dem anderen kletterte über diese schwankende Brücke. Danach stießen sie die Kiefer in den Fluß. Sie wurde sofort von der Strömung erfaßt und war bald in den Wasserstrudeln verschwunden.
Nun begann der gefährlichste Abschnitt des Weges. Die Fallschirmspringer gingen vorsichtig hintereinander. Der Pfad von halber Schrittbreite führte bald steil bergauf, bald schlängelte er sich in bizarren Krümmungen oder führte so dicht an den Felsen entlang, daß man seitlich gehen mußte, hinter sich die unangenehme Kälte der grauen Felswand und vor sich den dunklen Abgrund, in den man nach Möglichkeit nicht hinuntersah.
Der Weg führte sie zu einer Lichtung, die mit Wacholder bewachsen war. Wasja Gorelow, der ganz vorn ging, fiel plötzlich wie niedergemäht auf die Knie und verharrte reglos.
„Was ist?“, fragte ihn leise Tkatschuk, der dicht gefolgt war.
Gorelow bedeutete ihm mit einer Geste zu schweigen.
Gebückt lief Leutnant Kotlow zu ihm.
„Was ist los?“
„Ich glaube, da vorn ist jemand“, flüsterte Gorelow. „Mir war, als hätte ich eine Stimme gehört.“
Kotlow blickte sich um und befahl durch Zeichen:
„Alles auf den Plätzen bleiben! Tkatschuk, mir nach!“
Sie bahnten sich einen Weg durch den Wacholder, der sich an der Uniform festpiekte und schmerzhaft das Gesicht zerkratzte. Als sie fast hindurch waren, hielten sie vor Überraschung inne: Keine zwölf Meter vor ihnen erstreckte sich ein Weg, auf dem ein Schilderhäuschen stand. In einiger Entfernung patrouillierte ein Wachposten auf und ab, ein Bursche von kräftiger Gestalt. Er trug einen Helm mit einem weißen Band – dem Erkennungszeichen des „Gegners“.
‚Zum Teufel!‘ ging es dem Leutnant durch den Kopf. ‚Der ist uns im Wege, kostet uns Zeit.‘
„Wollen wir ihn ‚einziehen‘?“ fragte Tkatschuk durch eine Geste seiner Hände. Kotlow erwiderte nichts. Mit Luchsaugen tastete er das Gelände ab und dachte nach. Dann deutete er Tkatschuk mit dem Kopf, ihm zu folgen. Sie kehrten zu ihrer Gruppe zurück und besprachen die Lage. Natürlich konnte man den Wachposten „einziehen“. Aber wer garantierte, daß es dabei nicht zu unvorhergesehenen Zwischenfällen kam? Die Fallschirmjäger sollten sich vorläufig besser nicht zu erkennen geben. Mag der Wachposten ruhig den Weg bewachen, wir werden ihn von der Seite umgehen.
Die Männer bogen nach rechts ab, kämpften sich durch dichtes Gestrüpp und gelangten schließlich an den Rand einer steilen Felswand. Der Abgrund mochte etwa dreißig Meter betragen. Auch unten wuchs Gestrüpp, das undurchdringlich zu sein schien. Aber Leutnant Kotlow interessierte etwas ganz anderes. Er schaute lange in die Morgendämmerung und sagte schließlich befriedigt:
„Es scheint, wir sind angekommen!“
Und tatsächlich, durch eine Felsspalte konnte man undeutliche, teils von Nebel umhüllte Umrisse von Bauten erkennen. Von dort war kein Geräusch zu hören, und nichts rührte sich.
„Sie erwarten uns nicht, Genosse Leutnant!“ sagte Gorelow.
„Sie erwarten uns schon, aber nur dort, im Bereich des Weges. Wir werden jedoch von hier zu ihnen vordringen.“
Der Leutnant prüfte nun die Beschaffenheit des Abgrundes. Ohne Zögern befahl er: „Die Seile!“
Sie griffen in die Rucksäcke. Es wurden so viele Seile aneinandergeknotet, bis das untere Ende, das geschmeidig wie eine Schlange in die Tiefe glitt, die Sträucher berührte. Dann wählten sie einen kräftigen Baum aus und banden das obere Seilende daran fest. Sie zogen mit voller Kraft, aber das Seil hielt.
„Wer möchte zuerst?“ fragte der ansonsten befehlsgewohnte Kotlow.
„Gestatten Sie mir“, bat Tkatschuk, der sich in nächster Nähe befand.
„Dann los, aber vorsichtig.“
Tkatschuk ergriff das Seil und ließ sich langsam herunter. Ein letztes Mal noch begegnete er den Blicken seiner Genossen, und er war erstaunt, wieviel Besorgnis und Anteilnahme in ihren Gesichtern stand.
„Los, Sascha!“ sagte jemand aufmunternd.
Tkatschuk ließ das Seil langsam durch seine Hände gleiten und stemmte sich mit beiden Beinen gegen den Felsen. Die ersten Meter waren schwierig. Vor Aufregung konnte er zuerst nicht das Gleichgewicht halten und schwankte nach beiden Seiten. Dann hatte er sich angepaßt, und es ging besser. Tkatschuk schaute weder nach oben noch nach unten. Er hatte nur den Felsen vor Augen und das von der Anspannung leicht vibrierende Seil. Vielleicht wunderte er sich deshalb, als er plötzlich unter sich die Sträucher spürte. Was, schon? Das Gesträuch war niedriger als befürchtet und reichte bis zum

Koppel. Als er Boden unter den Füßen hatte, zog er am Seil: Alles in Ordnung! Da bewegte sich das Seil und schlingerte erneut – der nächste kletterte hinunter.

Nachdem der Letzte angelangt war und kurz verschnauft hatte, erteilte Leutnant Kotlow mit vor Aufregung trockenen Lippen halbflüsternd die knappen Befehle:

„Karawajew und Lagunow – die Lager! Kapustin – die Garage! Tkatschuk – die Funkstation! Die anderen handeln mit mir."

Dann fügte er hinzu:

„Und daß sich keiner von euch vor der vereinbarten Zeit sehen oder hören läßt." Er breitete die Arme aus, als wollte er alle Soldaten zugleich umarmen und sagte, so gar nicht auf Kommandeursart: „Ich verlasse mich auf euch, Jungs!"

Als Tkatschuk das gegnerische Objekt erreicht hatte, schlich er lautlos am hohen, dichten Holzzaun entlang und versuchte eine Stelle zu finden, wo er sich hinüberschwingen konnte. Nach wie vor wurde die Ruhe des anbrechenden Morgens durch nichts gestört. Die Natur war noch in Schlaf gehüllt, der zu dieser Morgenstunde besonders berauschend und süß war.

Tkatschuk hatte Glück: Er stieß auf eine füllige, verzweigte Erle. Sie wuchs zwar dicht am Zaun, aber das verwirrte ihn nicht. Er nahm kurz Anlauf, sprang hoch und packte den untersten Zweig. Mit einem kräftigen Ruck schwang er sich auf den dicken, knorrigen Ast. Vor ihm, unter Bäumen versteckt, erstreckte sich das kleine Objekt. Über einem flachen, länglichen Gebäude, wahrscheinlich dem Speisesaal, stieg feiner Rauch auf: Dort wurde wahrscheinlich schon das Frühstück zubereitet. Dahinter lagen die Garage und die Lager, und dort war auch die Funkstation mit dem komplizierten Antennenaufbau. Tkatschuk lauschte auf das schwache Rascheln und kroch den Ast entlang; erst als dieser sich zu biegen begann, hielt er inne. Bis zum Zaun waren es anderthalb Meter. Für Bedenken und Zweifel blieb keine Zeit. Er schaute noch einmal über den Zaun, wo nach wie vor alles ruhig und kein Posten sichtbar war. Dann setzte er zum Sprung an und schwang seinen Körper nach vorn. Tkatschuk landete wunschgemäß auf der Oberkante des Zaunes und glitt geschmeidig wie eine Katze hinüber. Er erhob sich, Augen und Ohren bis aufs äußerste angespannt. Halb gebückt und vorsichtig nach allen Seiten blickend näherte er sich mit großen Sprüngen dem Gebäude der Funkstation. Er erreichte die tür- und fensterlose Wand und bog dann um die Ecke. Bis jetzt war alles gut gegangen. Tkatschuk blickte auf seine Uhr und war mit sich zufrieden. Schleichend näherte er sich der Tür. Er streckte die Hand aus, um sie zu öffnen. Da zögerte er. Sein Herz schlug wild. Hinter der Tür hörte er Schritte. Mit seinem Bewußtsein konnte er den Grad der nahenden Gefahr noch nicht vernünftig erfassen, aber irgendein Instinkt befahl ihm, mit nie geahnter Schnelligkeit um die Ecke des Gebäudes zu huschen, zwang ihn, sich mit seinem ganzen Körper gegen die feuchte, nach Mörtel riechende Wand zu pressen.

Die Tür klappte, und leise knirschte der Sand auf dem Weg. Nach einigen Sekunden, die ihm ungeheuer lang erschienen, schaute Tkatschuk vorsichtig um die Ecke. Mit ausholenden Schritten ging ein Soldat den Weg entlang. Dann bog er nach rechts ein und verschwand. Es war höchstwahrscheinlich der Funker, der gerade abgelöst worden war und sich jetzt zur Ruhe begab.

Das ist nochmal gut gegangen, seufzte Tkatschuk erleichtert. Mit zwei lautlosen Sprüngen pirschte er sich wieder zum Eingang der Funkstation vor, lauschte einen Moment und schlüpfte dann schnell hinein. Tkatschuk befand sich in einem halbdunklen, schmalen Korridor, zu dessen beiden Seiten je eine Tür abging. Er versuchte, die eine der beiden behutsam zu öffnen, aber sie war verschlossen. Dann drückte er auf die Klinke der zweiten Tür – sie gab nach. Tkatschuk trat über die Schwelle und befand sich in einem niedrigen Raum, der größtenteils von einer massiven Apparatur mit zahlreichen Knöpfen, Geräten und Blinklämpchen ausgefüllt war. Am Tisch saß, ihm den Rücken zukehrend und über eine Zeitschrift gebeugt, ein kleiner, schmächtiger Funker mit zerzaustem Haar und hochgeschobenen Kopfhörern.

Als er die Schritte gehört hatte, sagte er, sich allmählich wendend, mit hoher, heller Stimme: „Du, hier steht eine interessante Sache drin...", und hielt inne. Er verharrte starr mit offenem Mund und großen Augen, versuchte vergeblich zu begreifen, was für ein unvermuteter Gast zu ihm hereingeplatzt war. Dann stützte er sich auf die Armlehnen seines Sessels und war im Begriff, sich langsam zu erheben.

„Bleib sitzen", sagte Tkatschuk.

Der Funker fand schließlich die Sprache wieder.

„Für Fremde ist hier Eintritt verboten!"

„Das fällt dir reichlich spät ein. Da hättest du eher dran denken müssen."

„Wer bist ... wer sind Sie?" stammelte der Funker.

Tkatschuk deutete schweigend auf seine Armbinde. Der Funker fixierte sie wie etwas Außergewöhnliches. Dann sah er Tkatschuk an und seufzte erstaunt mit kläglicher Stimme:

„Ein bla...auer?"

„Ganz recht", antwortete Tkatschuk fröhlich und setzte sich, ohne den Funker aus den Augen zu lassen, auf einer kleinen Holzbank an der Wand nieder. Die Erstarrung schien von seinem Gegenüber zu weichen. Vor Erschöpfung lehnte er sich im Sessel zurück. Mit zitternder Hand zog er sein Taschentuch heraus und wischte sich die nasse Stirn.

Fortsetzung auf Seite 75



Oft und gern bei unseren Soldaten und Waffenbrüdern zu Gast:

Schlagersängerin Kathrin Andrée

Autogramm-Anschrift:
1055 Berlin,
Käthe-Niederkirchner-Str. 20

Foto: Archiv

Fortsetzung von Seite 73

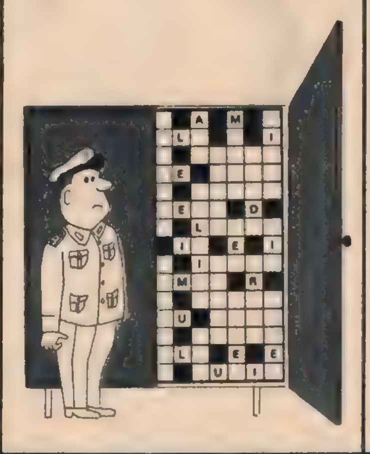
„Und ich in meinem jugendlichen Leichtsinn dachte schon wer weiß was. Und da stellt sich heraus..."
Und völlig unerwartet für Tkatschuk erhob er sich aus dem Sessel und ging in Richtung Ausgang. Tkatschuk sprang von der Bank auf und versperrte ihm den Weg. Der Funker war fast einen Kopf kleiner als er.
„Halt! Wohin so eilig?"
„Was hast du denn?" sträubte sich der Funker, und seine Stimme zitterte.
„Eben das!" sagte Tkatschuk gewichtig. „Das, daß du, mein Lieber, als tot giltst. Klar? Oder kennst du die Spielregeln nicht? Du darfst nicht muh noch mäh sagen und dich an nichts mehr vergreifen."
Der Funker musterte den Fallschirmjäger mit finsterem Blick, wollte noch etwas hinzufügen, aber nachdem er die imposante Gestalt Tkatschuks an seiner eigenen gemessen hatte, überlegte er es sich anders, winkte nur ab und ging mit hängendem Kopf demütig zu seinem Platz zurück. Erst von dort schaute er Tkatschuk mit blanken Augen an und sagte mit einem Lächeln, das so gar nicht zu seiner prekären Lage paßte:
„Na gut, nehmen wir an, ich bin tot. Aber wir werden ja sehen, was du machst, wenn die Ablösung kommt."
„Die kommt nicht."
„Bist du aber schlau", entgegnete der Funker gekränkt. „Kommst zufällig in die Funkstation und glaubst, daß damit alles getan ist."
Tkatschuk antwortete nicht. Wozu eigentlich alle diese Erklärungen. Er hatte seine Aufgabe erfüllt, die Funkstation eingenommen. Von draußen hörte er Schritte. Der Funker spitzte die Ohren. Auch Tkatschuk lauschte, sprang neben die Tür, um bei einem ungebetenen Gast das Nötige zu verrichten. Die Schritte kamen näher. Die Tür öffnete sich, und Wasja Gorelow trat herein. Keuchend und erregt musterte er mit einem Blick den Raum, und als er Tkatschuk als ersten gewahrte, sagte er erfreut:
„Ach, du bist schon hier?"
„Wie läuft es draußen?" fragte Tkatschuk.
„Normal!"
„Ist keine Hilfe nötig?"
„Wir kommen schon klar! Bleib du hier."
Gorelow jagte polternd davon. Das Auftauchen des zweiten „Blauen" hatte eine seltsame Wirkung auf den Funker. Er fragte fast freundlich:
„Fallschirmjäger, was?"
„So ist es."
„Ihr wurdet mitten in der Nacht abgesetzt? Da hättet ihr ja verunglücken können. Es sind immerhin Berge!"
„Wie du siehst, leben wir noch."
Das leise Rauschen und Knacken, das bisher rhythmisch aus dem Empfänger gedrungen war, brach plötzlich ab, und für einen Augenblick trat Stille ein; dann waren in dem engen Raum der Funkstation die schrillen und deutlichen Töne des Morsealphabets zu hören – und brachen ebenso unerwartet ab. Der Funker machte eine Reflexbewegung. Er betätigte irgendwelche Kippschalter und griff nach der Taste. Aber Tkatschuk trat gerade noch rechtzeitig an ihn heran.
„He, nein! Das geht nicht! Du kennst doch die Regeln."
„Aber sie rufen doch!" sagte der Funker verzweifelt.
„Sollen sie nur rufen", antwortete Tkatschuk freundlich. „Du kannst aber nicht antworten, weil du tot bist."
Der Funker seufzte schwer:
„So ein Mist!"
Ärgerlich brachte er die Kippschalter wieder in die Ruhestellung. Aus dem Empfänger drangen indessen mit kleinen Intervallen nach wie vor die Töne des Morsealphabets – eilig und fordernd.
„Wer ruft denn da?" fragte Tkatschuk.
Der Funker sah ihn mürrisch an:
„Ich würde es dir ja sagen, aber du hast selbst gesagt, daß ich tot bin und fragst nun auch noch!"
„Meinetwegen!" entgegnete Tkatschuk. „Spiel dich nicht so auf, das lohnt nicht. Man muß auch verlieren können, mein Bester."
Als Tkatschuk nach Abschluß der Übung aus dem Halbdunkel der Funkstation trat, blendete ihn das helle Tageslicht. Am strahlend blauen Himmel zogen weiße Wolken vorüber. Die Bergluft duftete wunderbar nach frischen Tannennadeln. Seltsam, als Tkatschuk vor drei Stunden seine Füße auf dieses Stück Erde gesetzt hatte, war dies nicht in seinen Sinn gelangt. Wahrscheinlich deshalb nicht, weil alle seine Gedanken und Gefühle auf etwas ganz anderes gerichtet gewesen waren. Aber jetzt genoß er die Natur, die wunderbare Luft und das glückliche Gefühl, sich nicht mehr verstecken zu müssen.
Tkatschuk und seine Genossen versammelten sich nacheinander auf dem Appellplatz des kleinen Objektes. Nach den nächtlichen Abenteuern nahmen sich die Fallschirmjäger recht malerisch aus. Aber was bedeutete schon das Aussehen? Oder die Müdigkeit? War denn das jetzt wichtig? Von irgendwoher erschien ein unbekannter Oberstleutnant mit der Armbinde eines Schiedsrichters. Ihn begleitete ein Hauptmann, der, gestikulierend, etwas zu erklären versuchte, und Leutnant Kotlow – lächelnd und zufrieden. Sein warmherziger Blick glitt über die angetretenen Fallschirmjäger, und er zeigte ihnen heimlich, so, daß es der Oberstleutnant und der Hauptmann nicht merkten, den nach oben gerichteten Daumen.

Die Erzählung entnahmen wir unserer Moskauer Bruderzeitschrift „Sowjetski woin". Aus dem Russischen übersetzte Bärbel Dietzler.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. DDR-Schauspielerin, 4. kurzer Ausflug, 7. Donaunebenfluß, 10. Singvogel, 13. Fläche, 14. Turngerät, 15. Schriftstück, 17. allmähl., quantitative Veränderung, 18. Stadt in der Belorussischen SSR, 20. Hauch, 22. Musikzeichen, 23. Hauptstadt der JAR, 25. Lärm, Skandal, 28. türk. Stadt, 31. Erfinder eines Motors, 33. ungar. See, 35. Schriftart, 36. Stahlplatte mit Versteifungen, 38. Scheuermittel, 40. Ölpflanze, 41. Stadt in Oklahoma, 42. Einheit der Arbeit und Energie, 44. russ. klassizist. Architekt des 18./19. Jh., 45. Tanzschüler, 46. Unteroffiziersdienstgrad, 50. tier. Brut, 54. griech. Mondgöttin, 57. Untergrundbahn, 58. Ausstellung in Erfurt, 60. Oper in Mailand, 61. Kommandostelle, 63. Gerade, die eine Kurve schneidet, 64. Behälter für Stimmzettel, 67. Töpferkunst, 69. Halbinsel in Südwestasien, 70. Schwung, Tatkraft, 72. fester Moorgrund, 74. Klavierteil, 77. kalkreicher Ton, 78. Brauch, 81. Planauflage, 82. Brennstoffbehälter, 83. Lichtfülle, 85. Baumstraße, 88. schwarzes Pferd, 91. Flüßchen im Harz, 92. weibl. Anrede, 93. Dramatiker, NPT, gest. 1972, 97. franz. Schriftsteller, gest. 1944, 101. Stadt in den Niederlanden, 102. Sinn-, Denkspruch, 105 See in Kanada, 106. aufrecht stehende Steinplatte, 108. Ort in Tirol, 109. Muse der Liebesdichtung, 111. Spezialschiff, 113. Teil des Bruchs, 116. kurzes Gewehr, 120. Rundfunkgerät, 121. Dichter der Heidelberger Romantik, 122. Wind am Gardasee, 124. schlehenartiger Strauch, 126. Bühnen- und Konzertsänger, NPT, 127. Insel der Neuen Hebriden, 129. mittelital. Fluß, 131. Vorname Zolas, 132. fruchtbarer Wüstenstrich, 135. Stammvater eines Riesengeschlechts, 137. nordital. Stadt, 139. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 141. deutscher Rechenmeister, 144. Alpenhirt, 146. Havelnebenfluß, 148. Dneprnebenfluß, 149. Zuchtwahl, 151. jordan. Hafenstadt, 152. Drahtseil zum Befestigen von Masten und Stangen, 153. Riemen, 154. Zierpflanze, 155. kraterförm. Senke, 156. Maschinenelement, 157. Zollgebäude.

Senkrecht: 1. Spieler beim BFC Dynamo, 2. iran. Provinz am Kaspischen Meer, 3. Stellung, 4. aromat. Getränk, 5. franz. Komponist, gest. 1937, 6. frühere Bezeichnung für eine kleine militär. Einheit, 7. instrumentales Einleitungsstück der Barockzeit, 8. Wohlgeruch, 9. nord. Hirschart, 10. Schriftstück, 11. Gemüsepflanze, 12. südamerikan. Hochgrassteppe, 16. Voranschlag, 19. afrikan. Liliengewächs, 21. Honigwein, 22. Wislanebenfluß, 24. Gattung, 26. mohammedan. Titel, 27. Uranusmond, 29. Stern im Sternbild Schwan, 30. Nähutensil, 32. großer Durchgang, 34. Ankündigung einer Sendung, 37. Freund Goethes, 38. Wüstenform, 39. See in der UdSSR, 42. Stadt in den Niederlanden, 43. Geschenk, 47. Liebesgott, 48. Stern im Sternbild Leier, 49. Ameise, 51. Schwimmvogel, 52. Fluß in der Kasachischen SSR, 53. Behältnis, 54. Moselnebenfluß, 55. Baumschmuck, 56. Tonstufe, 58. Tafelgemälde, 59. positive Elektrode, 61. Kartenspiel, 62. Kuranebenfluß, 65. Fußrücken, 66. Abschluß, 68. Brennöl, 69. Geschäftsnebenstelle, 71. Kartenwerk, 73. Lebensjahre, 75. griech. Göttin, 76. Bergeinschnitt, 79. Gebirgsstock auf Kreta, 80. Rat, Hinweis, 83. Nagetier, 84. Farbton, 86. Seil, 87. franz. Zeichner und Karikaturist, 89. zwei zusammengehörende Teile, 90. Planet, 94. Ponebenfluß, 95. Stadt in der RSFSR, 96. musikal. Bühnenwerk, 98. alger. Hafenstadt, 99. span. Lyriker des 16. Jh., 100. Wasserjungfrau, 102. Ort und Fluß im Fernen Osten der UdSSR, 103. Gangart des Pferdes, 104. Fußteil, 107. Vorratswagen der Lokomotive, 110. Sportart, 111. Staat in Westafrika, 112. Stadt auf Honshu, 114. Bezeichnung, 115. Rettich, 116. Palmenart, 117. feingeschliffenes Stahllineal, 118. Teigware, 119. Gestalt aus „Der Kuß der Juanita", 123. Ansturm auf die Kasse, 125. Nichtfachmann, 126. Inselkette im Beringmeer, 128. nordamerikan. Dichter des vor. Jh., 129. Stadt an der Elbe, 130. Stadt in Thailand, 133. dicht. für Adler, 134. Gestalt aus „Der fliegende Holländer", 135. Spitzen des Geweihs, 136. kleines Krebstier, 138. See in der UdSSR, 140. Lobeserhebung, 142. finn. See, 143. bezifferte Maßeinteilung an Meßgeräten, 145. Sinnesorgan, 147. Hetzjagd, 149. Gestalt aus „Sandhog", 150. Furche, Rinne.



Preisfrage

Preisfrage: *Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich eine Teilstreitkraft der NVA. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 10. 8. 1979. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 8/79.*

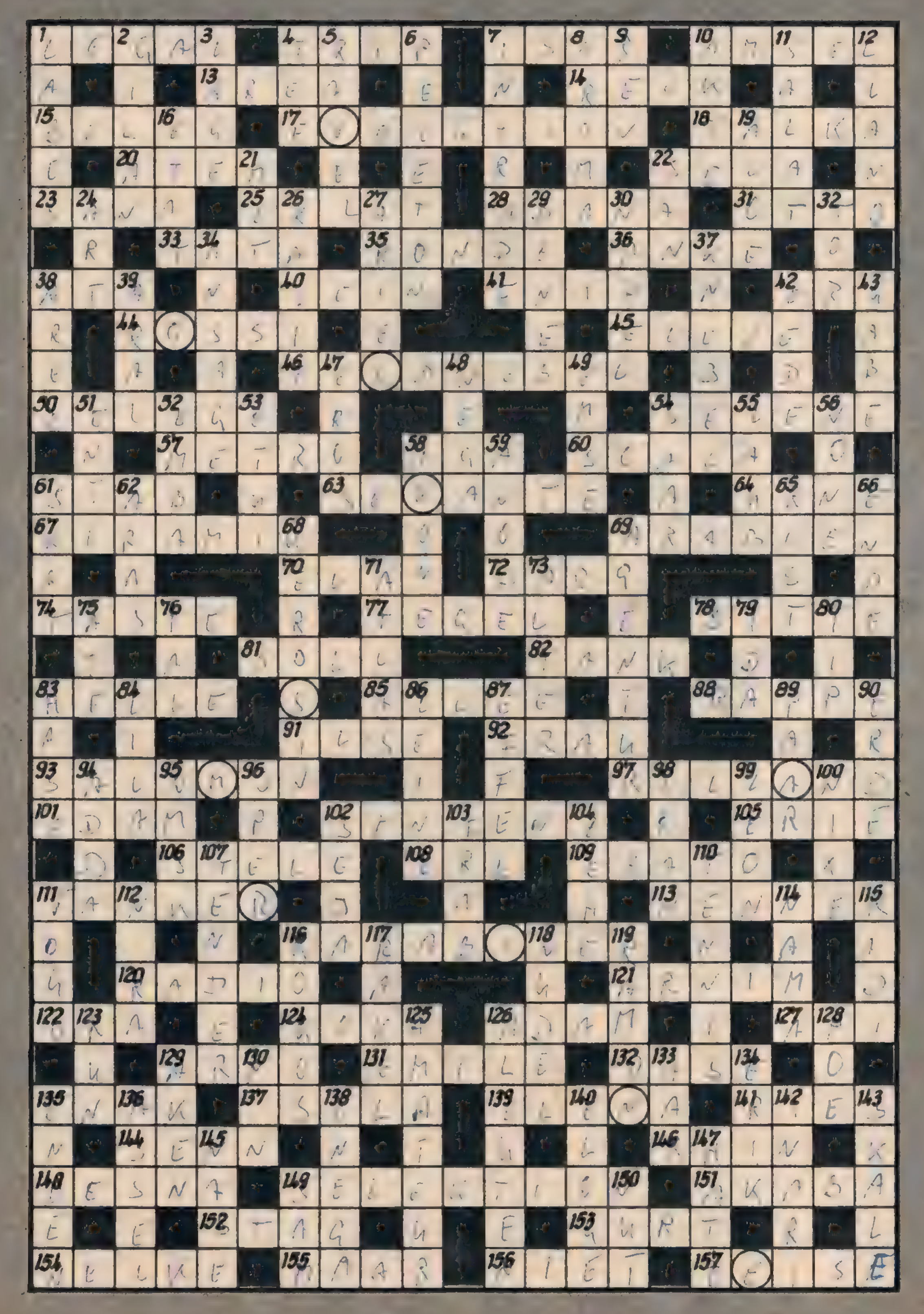
Auflösung aus Nr. 6/79

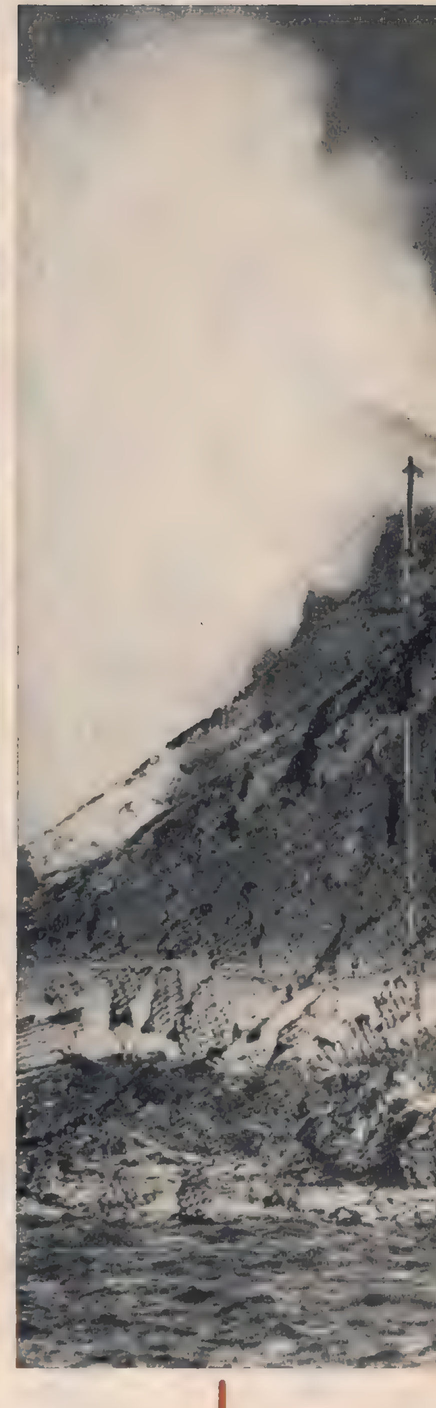
Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Musikkorps. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Salome, 5. Kinetik, 10. Panzer, 14. Atlas, 15. Liman, 16. Aglaia, 17. Renette, 18. Rimini, 19. Altar, 20. Issos, 21. Meer, 24. Ter, 26. Ase, 27. Nene, 29. Ernte, 32. Ata, 34. Liebe, 37. Adobe, 39. Otaru, 41. Olten, 44. Selenga, 46. Legat, 47. Egalité, 49. Imker, 51. Uelle, 53. Elvira, 57. Italer, 60. Umbenennung, 63. Base, 65. Ehe, 66. Egel, 69. Arara, 71. Asam, 73. Beer, 76. Elena, 77. Bar, 78. Nagel, 79. Ist, 80. Drake, 81. Aken, 82. Lese, 83. Anelo, 84. Sol, 85. Sal, 86. Raabs, 87. Stop, 89. Deut, 90. Amara, 91. Ede, 92. Nomen, 93. Erg, 94. Leder, 97. Erek, 99. Ster, 101. Eloge, 104. Edel, 106. Ein, 109. Arie, 110. Saturnalien, 111. Salami, 114. Ganter, 118. Anilin, 122. Aleman, 125. Million, 128. Darre, 130. Arabien, 133. Alai, 134. Aguti, 135. Alpe, 136. Moral, 139. Ene, 140. Waran, 142. Tata, 144. Air, 146. Kai, 148. Dese, 151. Silur, 153. Gehen, 155. Ararat, 156. Teheran, 157. Genese, 158. Besen, 159. Meter, 160. Kaspar, 161. Rentner, 162. London.*

Senkrecht: *1. Stamm, 2. Lilie, 3. Maia, 4. Etalon, 5. Karate, 6. Isere, 7. Elea, 8. Iltis, 9. Kiesel, 10. Parole, 11. Anis, 12. Zaire, 13. Reise, 22. Erde, 23. Rebe, 25. Rater, 26. Aarau, 27. Nell, 28. Niet, 30. Ren, 31. Tram, 33. Tag, 35. Isel, 36. Boa, 37. Asse, 38. Oliv, 39. Ole, 40. Ute, 42. Till, 43. Neer, 45. Giaur, 48. Geige, 50. Kubus, 52. Lauge, 54. Lear, 55. Iler, 56. Reh, 58. Abel, 59. Eden, 61. Neman, 62. Nebel, 63. Banderole, 64. Sarabande, 67. Generator, 68. Ladogasee, 70. Abesser, 71. Aralsee, 72. Anemone, 74. Element, 75. Riester, 76. Etalage, 88. Poker, 89. Desna, 95. Edda, 96. Elba, 98. Rötel, 100. Elite, 102. Lahn, 103. Gide, 105. Esino, 107. Inn, 108. Ungar, 111. Sima, 112. Lila, 113. Mai, 115. Ana, 116. Teil, 117. Rune, 119. Inka, 120. Ida, 121. Nager, 122. Artek, 123. Lei, 124. Mara, 126. Ilia, 127. Lima, 129. Run, 131. Band, 132. Epos, 137. Reiter, 138. Lauter, 140. Wiener, 141. Riegel, 142. Trank, 143. Traps, 145. Irene, 147. Agame, 149. Elend, 150. Egeln, 151. Saba, 152. Belt, 154. Nero.*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann





Ohren der

Ein Bildbericht über Artillerie-Instrumentalaufklärer



Artillerie





Unteroffizier Düx und seine beiden Aufklärer entscheiden durch ihr aufmerksames Beobachten, wie schnell „gegnerische" Geschütze aufgespürt werden können.

Ganz Ohr

ist Unteroffizier Detlef Düx hier vorn im Graben, hautnah am „Gegner". Als Warnposten einer Schallmeßstation befohlen, hat der Artillerie-Aufklärungsgruppenführer auf die Abschüsse „gegnerischer" Geschütze zu achten und blitzschnell seine Station, die weit hinter ihm liegt, zu benachrichtigen. Damit löst er eine Kette von Tätigkeiten aus, die schließlich zur örtlichen Bestimmung der Geschütze und ihrer Bekämpfung durch die eigene Artillerie führt.
Zwei Soldaten stehen ihm zur Seite, ausgerüstet mit Entfernungsmeßgerät und Richtkreis. Die optischen Geräte werden sie jetzt nicht im vollen Umfange einzusetzen brauchen. Die Ziele, die sie ausfindig machen sollen, sind für sie unsichtbar, liegen jenseits des sich am Horizont dahinziehenden Waldes. Ihre Augen richten sie auf das weitgefächerte Gefechtsfeld, ihre Ohren jedoch sind auf Geräusche eingestellt, die von weither kommen, aus den Räumen der besonderen Aufmerksamkeit, die ihnen zugewiesen wurden.
Unteroffizier Düx' Gehör hat sich auf Artillerieabschüsse eingepegelt. Das Krachen von Haubitzen, das Fluppen von Granatwerfern bestimmt er präzise aus dem Gefechtslärm. Wichtig für ihn und für die Station. Als Warnposten weiß er, wieviel von ihm abhängt, ob und wie schnell die eigene Seite reagieren, ob und inwieweit der „Gegner" den Unsrigen Verluste zufügen kann. Das Wissen um ihre Verantwortung in der vorgeschobenen Stellung läßt den Gruppenführer und seine beiden Aufklärer die Unbilden der Natur überstehen. Regen hat den Boden durchnäßt. Ein steifer Nordost fegt übers offene Gelände. Die nasse Kälte klettert die Glieder hoch, läßt die stundenlang Ausharrenden ab und zu schauern. Ihr ewiges Warten wird schließlich belohnt. Aus der Ferne hört der Unteroffizier den charakteristischen Abschußknall eines Geschützes, das sich einzuschießen beginnt. „Achtung!" Hellwach werden die drei. Während Düx die Entfernung grob überschlägt, drückt der rechte Zeigefinger schon die rote Taste am Telefonapparat, ergreift die linke Hand den Hörer. „Gerät eingeschaltet!" meldet er dem Zentralen Punkt der Station. „Abschüsse im Raum der besonderen Aufmerksamkeit – 2." Düx hat das Registriergerät in Gang gebracht, welches im Zentralen Punkt die Schallwellen aufzeichnet und mit ihm direkt verbunden ist. „Gefüttert" wird das Gerät jedoch von sechs Schallmeßposten, die mit ihren Sensoren im großen Halbkreis um die Zentrale liegen.







An der Membrane im Innern des Schallmeßempfängers stellt Gefreiter Bonitz die Stromstärke ein und verständigt sich dann per Telefon mit der Zentrale. Dort achtet Unteroffizier Günther am Registriergerät, daß die ankommenden elektrischen Impulse einwandfrei aufgezeichnet werden (Foto oben links).

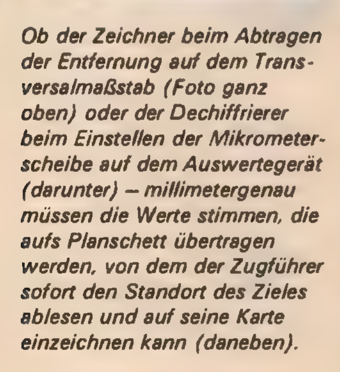
Ganz Ohr

ist Gefreiter Wolfgang Bonitz, einer der Schallmeßposten, in seinem kleinen Unterstand. Neben sich das Telefon, welches ihn mit dem Zentralen Punkt, dem Hirn und Herz der Station, verbindet, um den Kopf den Mithörer eines Kontrollgerätes geschnallt. Monoton das Rauschen, welches in sein linkes Ohr dringt. Also alles in Ordnung am Schallmeßempfänger. Fünfzehn Meter vom Gefreiten entfernt steht dieses für ihn wichtigste Arbeitsgerät. Frühzeitig hatte er es zum Empfang vorbereitet: Er grub ihm ein Loch, hob vorher fein säuberlich die Grasnarbe ab, trug den Sand weg, glättete die Grubenwände, damit später auch kein Krümelchen herabfalle, stampfte den Boden fest und legte einen Holzrost hinein. An der Membrane stellt er die Stromstärke auf 1,8 Milliampere ein, schloß das Gehäuse und senkte es behutsam ins Loch (siehe Foto am Anfang des Beitrages). Deckte alles mit einer Holzplatte zu und drückte noch Erde drauf. Abgedeckt muß der Bau sein, möglichst immun gegen unerwünschte äußere Einflüsse, die das Gerät ungewollt vielleicht vibrieren lassen könnten.

„Klatschprobe!" forderte dann der Zentrale Punkt. Gefreiter Bonitz stellt sich da vor die verdeckte Grube und klatschte ein paarmal in die Hände. „Einwandfrei!" meldete die Zentrale. Die Impulse kamen an, der Empfänger ist demnach richtig reguliert, überlegte der Posten, jetzt könnten wir Abschüsse oder Einschläge aufnehmen.

Aber bis dahin sollen noch etliche Stunden vergehen. Für Wolfgang Bonitz und seinen zweiten Mann, einem Sicherheitsposten, heißt das, sich zu





Ob der Zeichner beim Abtragen der Entfernung auf dem Transversalmaßstab (Foto ganz oben) oder der Dechiffrierer beim Einstellen der Mikrometerscheibe auf dem Auswertegerät (darunter) – millimetergenau müssen die Werte stimmen, die aufs Planschett übertragen werden, von dem der Zugführer sofort den Standort des Zieles ablesen und auf seine Karte einzeichnen kann (daneben).



gedulden, sich weder von der Kälte noch der aufkommenden Müdigkeit in die Knie zwingen zu lassen. Im Wechsel schlafen und wachen sie. Achten auf die Ausschläge des Kontrollgeräts, das Rauschen im Hörer, horchen in den Wald und ins Telefon, ob die Verbindung nicht abgebrochen sei. Der Empfänger muß jederzeit arbeiten können, eine Korrektur sofort erledigt werden, das ist dem Gefreiten bewußt. Wenn es erst knallt und kracht, kann es dazu schon zu spät sein. „Gewiß, manchmal ist es eintönig", gibt er zu. „Aber man muß immer da sein, man weiß ja nie, was kommt." So wie gestern abend, als eine MiG über den Posten donnerte, und er die Zentrale anrufen mußte, um sie über dieses unliebsame Nebengeräusch zu informieren. Das Telefon klingelt. „Achtung! Abschuß!" signalisiert die Zentrale. Wolfgang Bonitz schaut noch einmal auf die Geräte. Die richtige Stromstärke liegt an, die Leitung ist ungestört. Er hört kaum die Schallwelle, der Empfänger dafür um so mehr. Das Gerät setzt die Schwingungen in elektrische Signale um und leitet sie weiter an das Registriergerät.

Ganz Ohr

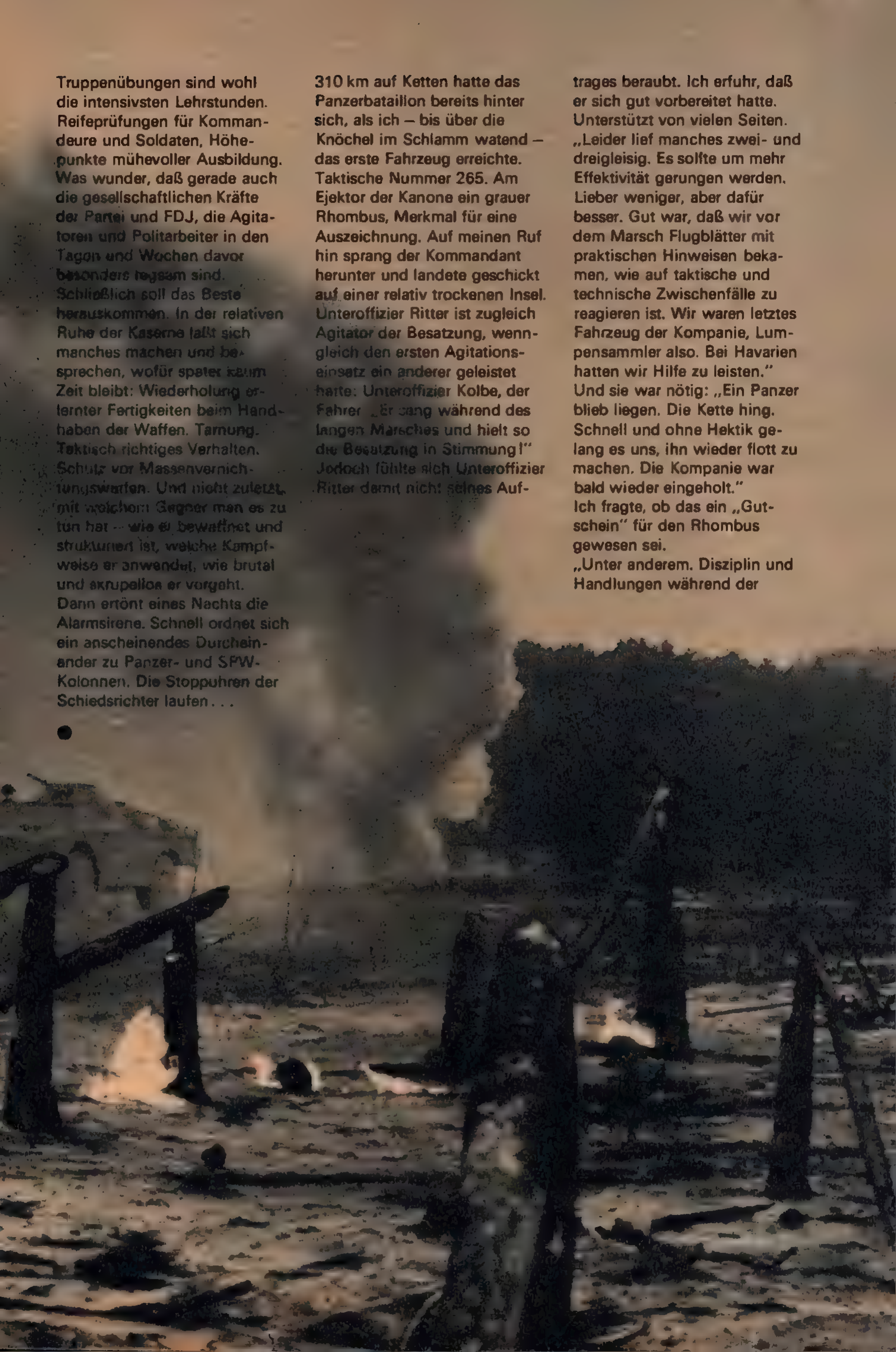
ist Unteroffizier Peter Günther am Registriergerät und lauscht auf das Tuckern und Rattern der Walzen. Unaufhörlich dreht sich die Rolle mit dem Papierband. Ein weißer Streifen zwängt sich durchs Gehäuse. Sechs dünne Glasfedern zeichnen mit blauer Tinte Linien auf das Band. Sechs endlos lange Striche – für jeden Schallmeßposten einer. Sobald die elektrischen Impulse ankommen, welche die Schallwellen über die Schallempfänger da weit draußen ausgelöst haben, werden die Striche unruhig, ent-



stehen Kurven und Wellen.
Von Zeit zu Zeit nimmt der Unteroffizier ein Zentimetermaß in die Hände, legt es an eine siebente Linie auf dem Band, den sogenannten Kammerton, mißt und zählt. Hundert Zentimeter, fünfzig Hertz, murmelt er, die Frequenz liegt in der Norm. Der Registrierer ist beruhigt. Keinesfalls darf das Band schneller oder langsamer laufen und so zu falschen Werten führen. Sein Blick geht auf den Voltmesser. 18 Volt liegen an. Gut so! Und die Schreibfedern? Sie tänzeln gesteuert hin und her, gleichmäßig fließt die Tinte aufs Papier. Die Federdrücke sind also auch passend eingestellt.
Peter Günther hat das Registriergerät gut in Schuß. Vor dem Einsatz hatte er nochmals alles nachgeprüft, gesäubert und immer wieder mit den Schallmeßposten den Ablauf durchgespielt. Der Apparat ist sehr präzis, könnte aber auch mal seine Mucken bekommen. Sicherheitshalber hat der Unteroffizier deshalb Ersatzteile bereitgelegt, um sie in Sekunden einbauen zu können. Aber das Gerät läßt ihn nicht im Stich.
Unaufhörlich quirlt am Ende die beschriebene Papierschlange hervor. Begierig erwartet von den anderen Genossen hier in der Zentrale: Dechiffrierer, Rechner, Zeichner und Zugführer. Tabellen, Formulare, Lineale, Rechenschieber, Taschenrechner, Karten, gespitzte Bleistifte liegen bereit. Flink gehen die Soldaten an die Arbeit – und gewissenhaft. Sie haben weiße Ärmelstutzen an, damit keine vom Gelände gezeichnete Uniform die Unterlagen verwischt, kein Sandkorn darf sich hier einschmuggeln.
Der Dechiffrierer reißt das entscheidende Stück von der Papierbanderole ab, legt es in das Auswertegerät, ermittelt die Zeitunterschiede der aufgezeichneten Kurven in tausendstel Sekunden, schreibt die Werte aufs Band, reicht es den Rechnern 'rüber. Die ermitteln die Richtungswinkel zum Ziel, berücksichtigen meteorologische Angaben, welche vorhin gemeldet wurden. „Basis 12: Richtungswinkel 8–25." Das gilt dem Zeichner. Er greift sich Zirkel und Lineal, beugt sich über's mechanische Planschett, skizziert die Schnittlinien. Leutnant Engelmann, der Zugführer, vergleicht noch einmal mit seiner Karte. Entfernung, taktische Lage, Richtung – ja dort könnte eine Batterie stehen! Er langt zum Telefonhörer, meldet dem Abteilungskommandeur: „Ziel 14: x..., y..." Der Zugführer schaut auf seine Uhr. Seit dem Eintreffen der ersten Schallimpulse sind drei Minuten vergangen.

Oberstleutnant Horst Spickereit
Fotos: Manfred Uhlenhut

Streiflichter



Truppenübungen sind wohl die intensivsten Lehrstunden. Reifeprüfungen für Kommandeure und Soldaten, Höhepunkte mühevoller Ausbildung. Was wunder, daß gerade auch die gesellschaftlichen Kräfte der Partei und FDJ, die Agitatoren und Politarbeiter in den Tagen und Wochen davor besonders regsam sind. Schließlich soll das Beste herauskommen. In der relativen Ruhe der Kaserne läßt sich manches machen und besprechen, wofür später kaum Zeit bleibt: Wiederholung erlernter Fertigkeiten beim Handhaben der Waffen. Tarnung. Taktisch richtiges Verhalten. Schutz vor Massenvernichtungswaffen. Und nicht zuletzt, mit welchem Gegner man es zu tun hat – wie er bewaffnet und strukturiert ist, welche Kampfweise er anwendet, wie brutal und skrupellos er vorgeht.

Dann ertönt eines Nachts die Alarmsirene. Schnell ordnet sich ein anscheinendes Durcheinander zu Panzer- und SPW-Kolonnen. Die Stoppuhren der Schiedsrichter laufen . . .

●

310 km auf Ketten hatte das Panzerbataillon bereits hinter sich, als ich – bis über die Knöchel im Schlamm watend – das erste Fahrzeug erreichte. Taktische Nummer 265. Am Ejektor der Kanone ein grauer Rhombus, Merkmal für eine Auszeichnung. Auf meinen Ruf hin sprang der Kommandant herunter und landete geschickt auf einer relativ trockenen Insel. Unteroffizier Ritter ist zugleich Agitator der Besatzung, wenngleich den ersten Agitationseinsatz ein anderer geleistet hatte: Unteroffizier Kolbe, der Fahrer. „Er sang während des langen Marsches und hielt so die Besatzung in Stimmung!" Jedoch fühlte sich Unteroffizier Ritter damit nicht seines Auftrages beraubt. Ich erfuhr, daß er sich gut vorbereitet hatte. Unterstützt von vielen Seiten. „Leider lief manches zwei- und dreigleisig. Es sollte um mehr Effektivität gerungen werden. Lieber weniger, aber dafür besser. Gut war, daß wir vor dem Marsch Flugblätter mit praktischen Hinweisen bekamen, wie auf taktische und technische Zwischenfälle zu reagieren ist. Wir waren letztes Fahrzeug der Kompanie, Lumpensammler also. Bei Havarien hatten wir Hilfe zu leisten."

Und sie war nötig: „Ein Panzer blieb liegen. Die Kette hing. Schnell und ohne Hektik gelang es uns, ihn wieder flott zu machen. Die Kompanie war bald wieder eingeholt."

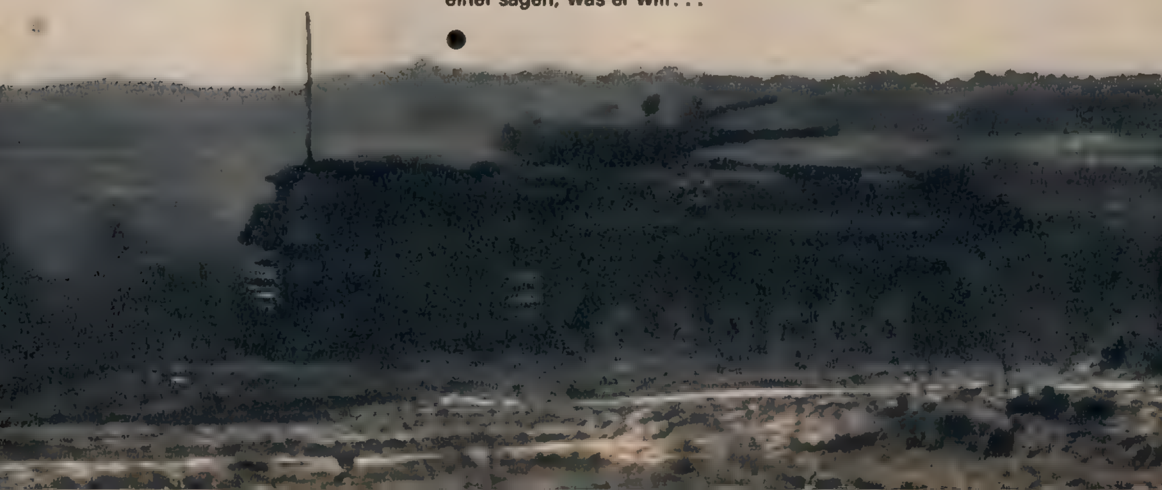
Ich fragte, ob das ein „Gutschein" für den Rhombus gewesen sei.

„Unter anderem. Disziplin und Handlungen während der

Alarmierung zählten ebenfalls."
Worauf es für ihn, in seiner Zweitfunktion, nunmehr ankomme, in den nächsten Stunden?
„Aufgabe Nr. 1 ist die Kontrolldurchsicht des Panzers. Da darf nichts übersehen werden, sonst kommt es zu Ausfällen. Anschließend folgt der gemütliche Teil: Essen. Bei der Agitatorenberatung habe ich die neuesten Rundfunknachrichten gehört, mir ein paar Dinge notiert. Die gebe ich weiter. An Tageszeitungen ist ja vorerst nicht zu denken. Und wen interessiert nicht, was in der Welt vorgeht – einschließlich der Sportergebnisse? Punkt Nr. 3 verbindet sich mit meiner Tätigkeit als Kommandant. Es ist die Aufgabenstellung für den bevorstehenden Angriff. Das wird sich nicht im Militärischen erschöpfen. Ich versuche vor allem, das Selbstbewußtsein der Genossen zu heben, ihnen Mut zu machen. Das ist wichtige politische Arbeit."
Am Panzer 266 traf ich den Soldaten Turley. Er war gerade damit beschäftigt, von einem Brot dicke Scheiben abzuschneiden und seiner Besatzung Stullen zu schmieren. Als ich hörte, daß der Ladeschütze zugleich Agitator ist, wollte ich wissen, ob er sich als solcher anerkannt fühle.
„Ja, natürlich!" meinte er etwas verwundert. „Die Genossen wissen, das ist keine Privatangelegenheit von mir. Und dann wächst das Bedürfnis nach Informationen während einer Truppenübung erstaunlich. Ständig ist mit Überraschungen zu rechnen. Deshalb werde ich eigentlich immer nach einer Agitatorenberatung mit gespitzten Ohren erwartet."
Worin, wollte ich wissen, sah er seine Aufgabe während des Marsches? Was gab es da für ihn zu tun, worauf kam es ihm an? „Am besten ist's, ich nenne ein Beispiel", begann er zu antworten. „Wir hatten einen Kupplungsdefekt. Der Kommandant und der Fahrer wurden nervös. Ich habe versucht, beruhigend auf sie einzuwirken und sie spüren zu lassen, daß der Richtschütze und ich an ihrer Seite sind, daß sie sich auf uns verlassen können. Und wir flitzten auch gleich, wenn eine Anweisung kam. Das sind so Situationen, wo man als Kollektiv näher zusammenrückt."
Auch der Panzer 264 hob sich mit einem Rhombus hervor. Soldat Jurzig hat hier das Reden als Agitator. „Bei dieser Übung ist mit einer Unterwasserfahrt zu rechnen. Es gab Ängstliche. Da habe ich meine Aufgabe. Obwohl mich die Unterwasserfahrt auch nicht kalt läßt, versuche ich, Ruhe auszustrahlen. Und ein aufmunterndes Wort wirkt oft Wunder. Das fordert von mir jedoch eine besondere Disziplin. Für uns alle wird es eine Mutprobe werden. Da kann einer sagen, was er will..."

●

Ein mot. Schützenbataillon. Die Soldaten waren gerade dabei, eine Sturmausgangsstellung zu bauen. Harte und schwere Schanzarbeit also. „Wir haben Verzug und können das Drittelsystem – Arbeit, Ruhe, Bereitschaft – nicht einhalten. Die Nacht muß zum Tag gemacht werden. Jetzt heißt es, graben und graben und graben..." Der mir dies erklärte, heißt Hauptmann Gruhle und ist Politstellvertreter. 36 Stunden schon war er auf den Beinen; beim Versuch, sich einen Moment hinzusetzen, fielen ihm sofort die Augen zu. Schnell hielt er das Gesicht in den schneidenden Wind.
Doch trotz seines selbstlosen Einsatzes hatte sich der Hauptmann mit den klugen blauen Augen verzettelt und den Überblick verloren. Zwar enthielt sich ein kontrollierender Oberstleutnant jeden Vorwurfs, stellte aber bohrende Fragen: Wie weit der Stellungsbau konkret sei. An welchen Punkten die Kommunisten arbeiteten. Wie die Versorgung organisiert sei. Was getan werde, um Kräfte zu sparen und dennoch ans Ziel zu kommen. Die Auskünfte waren nicht befriedigend, aber in den Fragen lagen zugleich Antworten.
Im Grunde wiesen sie auf das Kernproblem.
Ich entsann mich, was ich bei L. I. Breshnew gelesen hatte. Später habe ich das „Kleine Land" nochmals zur Hand genommen – diese Seite: „Ein





Politarbeiter in der Armee schart die Menschen um sich, kennt deren Stimmungen, Nöte, Hoffnungen und Träume, führt sie zur Selbstaufopferung, zur Heldentat. Und wenn man in Betracht zieht, daß der Kampfgeist der Truppen immer als wichtigster Faktor ihrer Standhaftigkeit bezeichnet wird, dann war in den Jahren des Krieges gerade dem Politarbeiter die wichtigste Waffe anvertraut. Er hat Geist und Herz der Kämpfer gestählt."

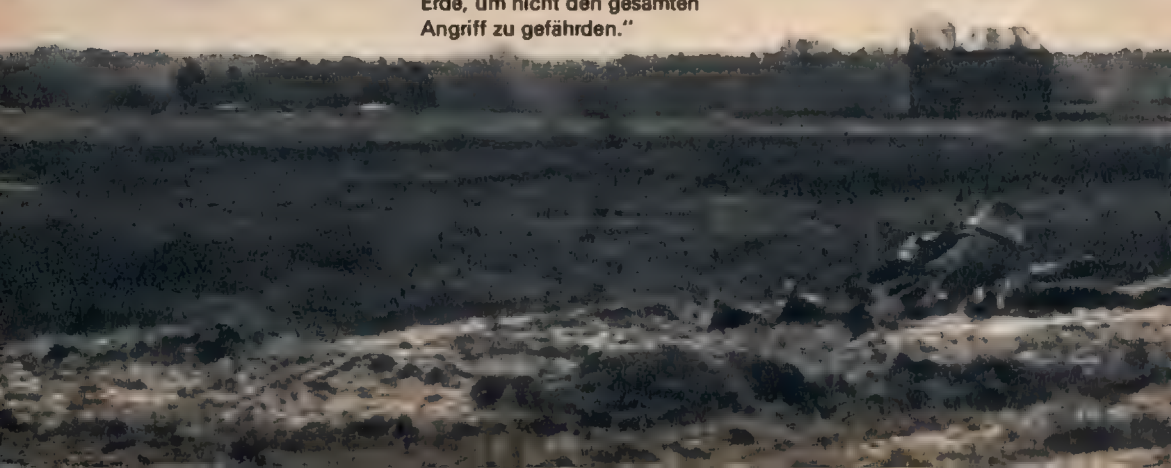
Bislang war der Hauptmann nicht der ruhende Pol gewesen, von dem Kraft und Besonnenheit ausging. Doch er fand alsbald dahin.

Auf dem Weg zur vordersten Linie.

Regen prasselte nieder, als wir die Stellungen erreichten. Graue Gestalten schippten mit müden Bewegungen Sand aus Laufgräben, künftigen Unterständen und B-Stellen. Diese da hatten keinen Blick mehr für den dreifachen Regenbogen, der sich jetzt als seltenes Naturschauspiel zeigte. Wie Automaten schleuderten die Soldaten das Erdreich nach oben. Einen Moment wandten sie mir ihre rotgeränderten Augen in den schmutzverkrusteten Gesichtern zu. Sie waren fast am Ende ihrer Kräfte. Der Kompaniechef kam angeeilt, machte Meldung. In diesem Abschnitt gab es die größten Rückstände.

„Was ist zu tun?" fragte Hauptmann Gruhle, und gab auch gleich die Antwort: „Wir sind die Vorgesetzten, und wir dürfen gerade jetzt die fleißigen Soldaten nicht eine Minute allein lassen. Sie müssen unsere Nähe und unsere Zuversicht spüren. Wir werden mit jedem einzelnen über das Nötigste sprechen, vor allem, welche Arbeiten zuerst verrichtet werden sollten, um vor einem eventuellen Gegenangriff geschützt zu sein. Zugleich müssen auch die Schußsektoren festgelegt werden. Das duldet keinen Aufschub. Wir müssen so schnell wie möglich in die Erde, um nicht den gesamten Angriff zu gefährden."

Es war auch nötig, auf Tarnung und taktisches Verhalten hinzuweisen. Hier und dort leuchtete frisch ausgehobener weißer Sand, gut sichtbar für die Aufklärer des „Gegners". Einige Genossen liefen aufrecht umher und hatten ihre Waffen nicht am Mann. Dagegen waren an der rechten Flanke, die von einem sowjetischen mot. Schützenbataillon gesichert wurde, weder Bewegungen noch ungewöhnliche Geländestrukturen zu erkennen. Die Freunde waren vom Erdboden „verschluckt". Als mit den Genossen der Kompanie Berthold gesprochen wurde, zeigte es sich, daß sie sich überzeugen, jedoch nicht überreden ließen. Die Offiziere und auch Unteroffiziere gingen davon aus, daß durch den Zeitverlust eine Schwachstelle entstanden war, die unter realen Bedingungen das Leben aller anderen und auch der sowjeti-



schen Waffenbrüder in Gefahr bringen, einen Sieg in Frage stellen könnte . . .
Später erfuhr ich, daß zwar die Normzeit nicht mehr erreicht werden konnte, jedoch einige Stunden gutgemacht wurden. Der Sturmangriff begann pünktlich und war erfolgreich.



Wechsel der „Frontlinie".
Auch hier emsiges Schanzen. Jedoch auf der anderen Seite, denn ich befand mich beim „Gegner".
In Oberleutnant Sass hatte ich den Politstellvertreter einer mot. Schützenkompanie kennengelernt – inmitten seiner Soldaten. Seine Devise: „Man muß die Soldaten emotional an harte Forderungen heranführen, darf dabei aber nicht vergessen, daß sie kluge Jungs sind und einen wachen Verstand haben." Er lief mit großen Schritten, Deckungen ausnutzend, die Maschinenpistole im Anschlag, vor mir her. Auch solch ein Vorbildverhalten des Offiziers wird registriert und wirkt oft mehr als vieles Reden. Hin und wieder blieb der Oberleutnant stehen, um mir etwas zu erklären. Ich erfuhr, daß in der Kaserne der sowjetische Film „Soldatenpflicht" gespielt worden und darin zu sehen war, wie sich Menschen im Großen Vaterländischen Krieg bewährt hatten. Über das schon erwähnte „Kleine Land" war gesprochen worden, vor allem, welche Antriebe zu Heldentaten führen.
Erfreut vernahm ich von Oberleutnant Sass, daß er jeden Genossen kenne, wüßte, welchen Beruf er habe, wie seine Familienverhältnisse seien und welche Interessen er habe. Ich muß zugeben, daß ich das zunächst anzweifelte, denn eine Kompanie besteht schließlich nicht aus zehn Mann. Doch er überzeugte mich sehr bald. Immer, wenn wir einen Genossen in seinem Kampfabschnitt antrafen, war ich bereits grob im Bilde, was für ein Mensch er ist.
„Meine Genossen sollen spüren, daß ich sie brauche, daß sie Kämpfer an meiner Seite, mit dem gleichen Ziel sind. Und je mehr ich von ihnen weiß, um so leichter werde ich auch ihr Vertrauen gewinnen können. Natürlich gelingt das nicht, wenn ich es beim gelegentlichen Schulterklopfen belasse. Von mir als Politstellvertreter erwarten die Genossen mehr – zum Beispiel klare Antworten auf ihre Fragen. Und ich muß in der Lage sein, auch das Unausgesprochene zu erspüren."
Ich fragte ihn nach der Wirksamkeit von Wandzeitungen. Seine Erfahrung: „Sie dürfen sich nicht in aufgeklebten Zeitungsausschnitten erschöpfen. Die Wandzeitung muß leben. Als wir diese Übung vorbereiteten, versuchten wir, Härten des Übungsgefechts sichtbar zu machen. Auch, wie sehr der mot. Schütze dabei mit der Nase im Dreck liegen kann. Und wir stellten den Gegner dar, mit Bildern aus dem Vietnamkrieg, verzichteten in den Texten auf allgemeine Appelle. Immer wieder versuchten wir den Soldaten zu sagen: Es wird hart, aber du schaffst es, weil du gut ausgebildet bist. Ich ‚bläue' den Wandzeitungsredakteuren ein, daß sie das Soldatenleben ohne Schmus zeigen. Ich glaube, nur so wird dieses Mittel der Agitation wirksam."
Wir näherten uns der Stellung des Gefreiten Jäger. „Der arbeitet, bis er umfällt", urteilte der Oberleutnant. „Mitglied der SED, mit dem Wort allerdings nicht so gewandt. Das gleicht er aber mit seiner vorbildlichen Tat aus. Damit errang er sich die ungeteilte Achtung aller Genossen." Genosse Jäger machte Meldung und berichtete dem Oberleutnant ohne Aufforderung, was noch zu tun sei, damit seine Verteidigungsstellung sicher würde.
Unweit davon schaufelte Unteroffizier Dansczik, Gruppenführer. Er ist Lehrer für Russisch und Geografie. Vor einer halben Stunde war er von einem „Grabentreff" mit sowjetischen Soldaten zurückgekommen, wo er sich erneut als vorzüglicher Dolmetscher bewährt hatte. Meine Frage, wie er seine Gruppe auf diese Übung vorbereitet habe, beantwortete er so: „Wenn wir bisher noch keinen Durchhänger hatten, dann deshalb, weil wir uns gründlich ausgesprochen haben. Jeder weiß, worauf es ankommt. Und es erschließt sich für den Soldaten in der militärischen Forderung erst dann ein Sinn, wenn selbst kleine Aufgaben politisch motiviert werden. Das ist jedenfalls meine Erfahrung. Es wird noch zu oft über die Köpfe hinweggeredet. Ihre Gefühle und ihr konkretes Wissen können eine große Kraft sein."
Und mit einem Blick zum Politstellvertreter fuhr er fort: „Beides anzuregen und zu vermitteln, das versteht Oberleutnant Sass ausgezeichnet. Seine einfache und unkomplizierte Art, sein kameradschaftliches, aber auch unnachgiebiges Verhalten machen ihn zum Vertrauten fast aller Genossen."
Der Oberleutnant war verlegen. Das ist sonst sicher selten. Und daß ich ihn kennenlernen durfte, war für mich ein Gewinn.



Es sind nur Streiflichter meiner Erlebnisse während dieser Übung. Eines spürte ich überall: Keiner schonte sich, sein Bestes zu geben. Und dazu kann man schwerlich jemanden zwingen . . .

Major Wolfgang Matthées
Fotos: Oberstleutnant Ernst Gebauer

Ringer, Ritter, Ruppigkeiten



Was haben junge ASK-Ringer wohl mit alten Rittern zu tun? Auf den ersten Blick nicht viel. Aber Ringen ist Zweikampf, und Zweikämpfe hatten die Ritter viele zu bestehen. Ruppig ging's dabei zu, und blutig ging es häufig aus. Nicht so bei unseren „Kämpen", obgleich Spezialbegriffe wie „Ausheber", „Abreißer" oder „Hinunterreißer" den Nichtfachmann Ruppigkeiten geradezu befürchten lassen.
Uralt ist der Ringkampfsport. Schon um 3000 v. u. Z. wurden in China „Tage des Ringens" veranstaltet. 4000 Jahre alte Wandzeichnungen mit Ringermotiven fand man in ägyptischen Königsgräbern, und für die Herr-

Ringer

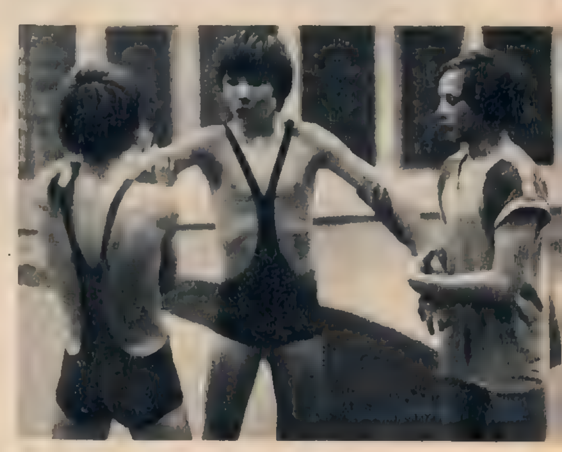
schersöhne des antiken Griechenland gehörte es zum guten Ton, im Ringkampf die Kräfte zu messen. Schließlich wurde das Ringen im Jahre 708 v. u. Z. bei den Olympischen Spielen des Altertums zur fünften Disziplin des „Pentathlon" (klassischer griechischer Fünfkampf). Fünfzig Jahre später stellten sich die Athleten dem „Allkampf", einer Verbindung von Ringen und Boxen. Und als eine der „sieben Behendigkeiten des Ritters" galt das Ringen den mittelalterlichen Adligen. Gekämpft wurde mit oder ohne Dolch. Auch Städtebürger und Bauern übten sich im Zweikampf, aber erst um 1880 setzte sich der moderne Ringkampf im klassischen (Griffe nur bis zur Gürtellinie erlaubt) und freien Stil durch.

▣

„Halt ihn fest! Halt gegen! Zieh hoch!", rufen die Jungen am Mattenrand ihren Kameraden zu. Ein Ranglistenturnier steht auf dem Trainingsplan. Da kann jeder zeigen, was für ein Kerl er ist. Ehrlich, ich möchte mich nicht von ihnen aufs Kreuz legen lassen. Kraft und Gewandtheit ist ihnen anzusehen, aufrechter Gang, muskulöse Arme und Beine. Gut sind sie gebaut, die jüngsten ASK-Ringer, Kinder- und Jugendsportschüler der 8. bis 10. Klasse. Die Anforderungen an die Freistilringer und „Klassiker" seien hoch, erklären mir am Mattenrand Thomas Winter, Maik Tunn, Olaf Komm, Peter Kulemann und Steffen Haisel. Erst wenige Monate sind sie in Frankfurt, aber sie würden sich schon wie zu Hause fühlen, bekennen sie. Mit Hilfe ihrer Trainer, die Elternpflichten übernahmen, hätten sie anfängliche Schwierigkeiten samt Muskelkater, Tränen und auch Heimweh nach Ringerart



In einer kurzen Kampfpause tut das gut – eine Prise Frischluft und das Lockern der Muskeln.



(Fotos rechte Seite) Die „Kraftmaschine" hilft mehreren Ringern gleichzeitig beim alltäglich notwendigen Muskeltraining.
Eine Puppe nur, doch schwer „aufs Kreuz zu legen".

Übrigens:
Am Ringen interessierte Jungen und junge Männer unter 52 kg oder über 90 kg Körpergewicht können sich beim ASK melden.

Anschrift:

ASK Frankfurt (Oder)
12 Frankfurt (Oder)
Sportmannschaft Ringen,
Postfach 69 949 Rl

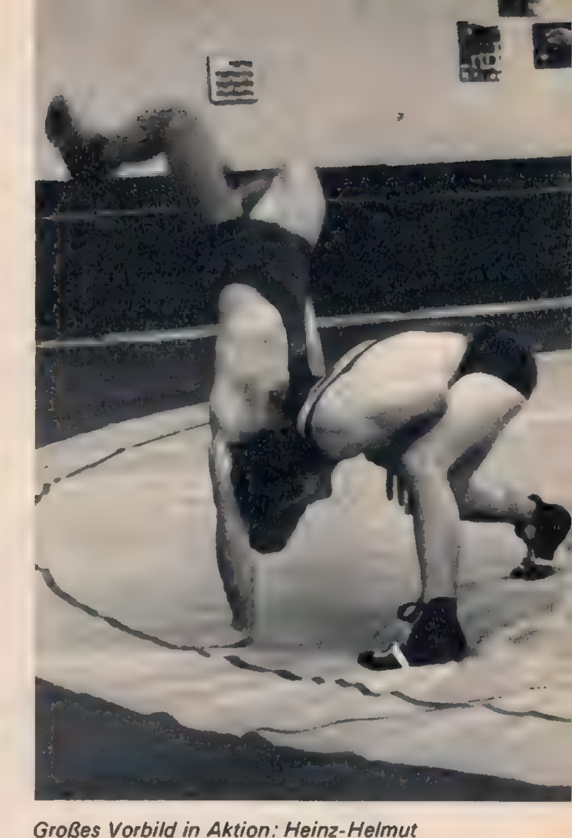
Ritter

165
3.5

schnell in den richtigen Griff bekommen.
Die Atmosphäre, in der die Jungen trainieren, ist ungezwungen-herzlich, kritisch auch. Die Meister von morgen nehmen kein Blatt vor den Mund. „Du hast keinen Kampfgeist gezeigt, das ist schlecht", bekommt einer zu hören, der auf der Matte seinem Trainingspartner sang- und klanglos unterlag. Gerade Kampfgeist aber ist das A und O in dieser altehrwürdigen, dynamischen Sportart. Immer gewinnen wollen, dem Gegner keine Ruhe lassen, explosiv zufassen, werfen und verbissen festhalten! Ein bewährter Leitsatz, an den sich Thomas, Maik, Olaf und die anderen stets halten möchten. Vorbilder?
Oft beobachten sie den Ex-Weltmeister im Klassischen Ringkampf Heinz-Helmut Wehling auf der Matte. „Da kann man was lernen. Wehling ist Klasse. Wenn ich mal so wie er werden könnte...", träumt Thomas Winter aus Altwarp, und seine Augen strahlen dabei. Was einen Ringer besonders auszeichne, will ich von den pfiffigen Jungs wissen. „Er muß mutig sein, darf keine Angst vor'm Risiko haben", antwortet der Malchiner Maik Tunn. Ihm gelang schon ein beachtlicher 8. Platz bei den DDR-Meisterschaften 1978. „Genauso wichtig ist es aber, daß man Ausdauer besitzt, schnell und beweglich ist und gut koordinieren kann", fügt Olaf Komm hinzu. Und was wohl das Schönste am Ringen sei, bohre ich weiter. „Der Kampf Mann gegen Mann!", bestätigen sie alle. „Keiner hilft, du bist auf dich allein angewiesen. Das reizt." Wenn man nun aber gegen einen guten Freund zu kämpfen habe? „Auf der Matte ist jeder ein Gegner, Die Hauptsache ist der Sieg. Natürlich muß in jedem Falle fair gerungen werden", erklärt Steffen Haisel, der aus Rostock in die Stadt an der Oder gekommen ist.

▣

„Unsere Jungen haben genau abgesteckte Ziele", berichtet Mannschaftsleiter Hauptmann Rüdiger Alexander, einst erfolgreicher Teilnehmer am Wettbewerb um den „Stärksten Mann der NVA". „Alle müssen in der Schule gut vorankommen, und jeder kennt seine sportlichen Aufgaben. Mit unseren ‚Klassikern' können wir schon recht zufrieden sein, die Freistilringer müssen noch einen Zahn zulegen."
Mit Franz Wohlgemut, Jürgen Anke, Bernd Mandelkow und Adrian Tarangul erhielten vier Frankfurter Ringer 1977 in Leipzig Spartakiadegold. Da versteht es sich von selbst, daß die jungen ASK-Athleten in diesen Berliner Tagen



Großes Vorbild in Aktion: Heinz-Helmut Wehling (rechts im Bild) beim Wurf.

Über die Leistungen beim Training wird genau Buch geführt.



Das Tauklettern verschafft den Athleten Kraft und Gewandtheit.

der VII. Kinder- und Jugendspartakiade wiederum das Siegerpodest anvisieren. Mehr als vier „Goldene" sollen es jetzt werden. Ob sie das schaffen? Seitdem ich weiß, wie intensiv sie sich auf Erfolge vorbereiten, glaube ich schon, daß sie viele Gegner „aufs Kreuz legen" werden. Zu wünschen ist es den sympathischen Frankfurter Jungs.

Ganz im Vertrauen verrieten sie mir, sie würden sich durchaus nicht immer „ritterlich" benehmen, weder in der Schule noch auf der Matte. Manchmal gehe es eben auch ruppig zu . . .

Michael Jahn
Fotos: Horst Glocke



Ruppigkeiten



Wie man sich









bettet ...



Fotos: Uhlenhut (6), Zentralbild (2), John (1), Gebauer (1)



UNSER TITEL: Waffenbrüdertreffen bei der Ückermünder Haffwoche. Foto: Oberstleutnant E. Gebauer



UNSER POSTER: Vorbereitung zum Brückenbau – bei einem Leistungsvergleich mit Genossen der NVA bringen sowjetische Pioniere Bugsierboote zu Wasser. Foto: Oberstleutnant E. Gebauer



Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Minister ates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und
Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst Z. Zakow – Sofia;
Oberstleutnant J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1,– Mark, Erscheinungsweise und Inkassozeit aum: monatlich. Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann,
Printed in GDR.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 26. 4. 1979

INHALT

„Im Exerzierschritt – Marsch!"

„So ist's gut, nun kann ich meinen Verlobten prima erkennen."

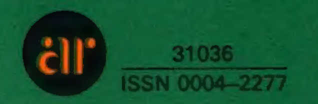
Ganze Kerle

präsentiert Paul Klimpke



„Also gibt's heute keinen falschen Hasen, sondern richtigen."





Olimpia Panciu

Foto: Hans-Peter Gaul